

Neujahrsblatt

herausgegeben

von der

Stadtbibliothek in Zürich

auf das Jahr

1900.

Johann Heinrich Füssli

als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter.

Freier Auszug aus dem Manuskripte seines Biographen

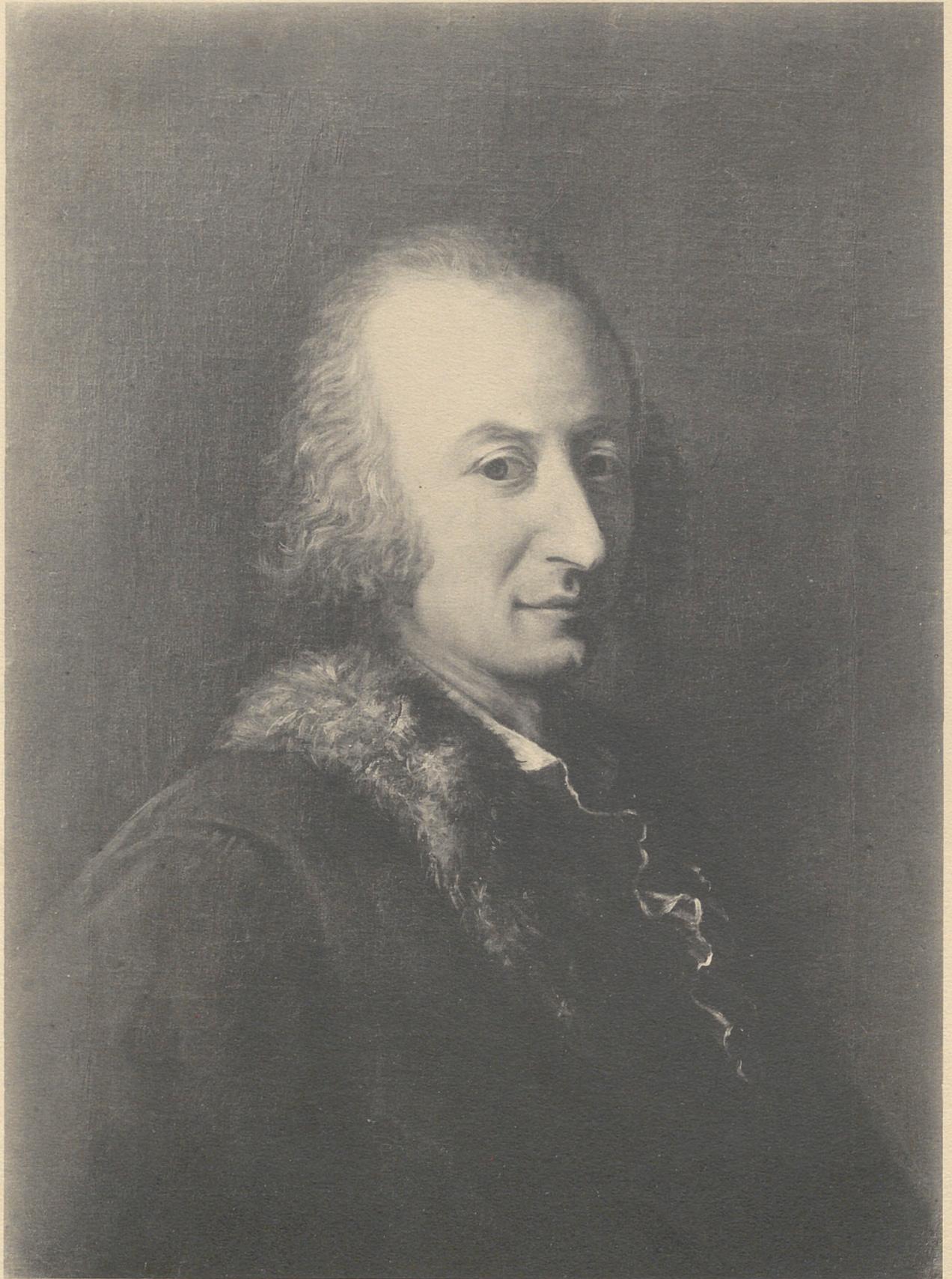
Wilhelm Füssli.



Zürich,

Druck: Art. Institut Drell Füssli.

Kommissionsverlag Füssli & Beer in Zürich.



Die Stadtbibliothek ist fortwährend bestrebt, die Schätze, die sie in sich birgt, weitem Kreisen zugänglich zu machen. Sie besitzt hiefür ein geeignetes Veröffentlichungsmittel in ihren Neujahrshäften, in denen ja, seit sie aus „Kupfern“ zu „Blättern“ geworden sind¹⁾, neben dem Bild dem Worte genügender Raum verstattet ist.

So bringt sie heute Auszüge aus der Biographie des Staatsmannes und Schriftstellers Johann Heinrich Füssli, der von 1744 bis 1832 gelebt hat.

Die Lebensbeschreibung ist verfaßt von Oberrichter Wilhelm Füssli (1803—1845), der sich selbst durch kunstgeschichtliche Arbeiten einen litterarischen Namen gemacht hat. „Weder durch verwandtschaftliche noch andere Verhältnisse näher mit Füssli verbunden“ (Vorwort), unternahm er die Arbeit lediglich aus Interesse und Bewunderung für die Persönlichkeit seines Helden. Die Familie Füssli hat die Biographie bei der Stadtbibliothek deponiert und sie ihr in verdankenswerter Weise zur Veröffentlichung überlassen.

Wir beschränken uns heute auf Auszüge aus denjenigen Teilen der Biographie, welche Füsslis litterarische Thätigkeit und sein Privatleben behandeln. Sollten sie Gefallen finden, so mag dann ein anderes Neujahrsblatt Füssli als Staatsmann darstellen.

Da dieses Heft dem letzten Jahre des scheidenden Jahrhunderts gewidmet ist, darf es vielleicht auch ein Gelegenheitsinteresse in Anspruch nehmen. Sind wir doch an solchen Endpunkten großer Zeitabschnitte besonders geneigt, von der Hast des Alltagslebens wieder einmal auszuruhen, uns zu sammeln und in die Vergangenheit zurückzublicken. Wir empfinden in solchen Augenblicken ein lebhafteres Bedürfnis, die Zeitalter zu vergleichen und dem verflossenen wie dem unsrigen gerecht zu werden. Die gewaltigen Erfolge, welche die Kulturarbeit der Neuzeit aufzuweisen hat, stimmen die Gemüter zur Unterschätzung der Leistungen früherer Epochen; wir können unser Urtheil nicht besser berichtigen, als wenn wir die andere Zeit wieder einmal mit einem ihrer hervorragenden Genossen durchleben.

Füssli entstammt einer Familie, die der Schweiz bekanntlich eine Reihe von begabten und tüchtigen Männern geschenkt hat. Von den Vorfahren sei der Großvater Schultheiß Füssli erwähnt, da sich in ihm Charakterzüge ausgeprägt finden, die unsern Hans Heinrich kennzeichnen. Er verwaltete unter anderm das Amt eines Censors. In diesem Amt war es damals nicht leicht liberal zu sein; daß es ihm dennoch gelang, beweist folgendes Beispiel. Bodmer hatte um 1720 eine moralische Wochenschrift „Die Discourse der Mahlern“ gegründet mit dem ausgesprochenen Zwecke, „die Ignoranz und das Laster vogelfrei zu machen und die Tugend und Politesse mit ihren Begleiterinnen, der Glückseligkeit und dem Ruhme, aus dem Exile zurückzuholen“. Diese Zeitschrift, die den Regenten nicht genehm war, hatte unter einer kleinlichen Censur zu leiden. Von der Art derselben giebt Bächtold ein Mütterchen.²⁾ An einem Orte, wo die bekannte Fabel von der Stadt- und Landmaus erzählt wird, durfte die Feldmaus nicht „Adieu“

sagen, sondern: „gehabe dich wohl“, da der Name Gottes von der unvernünftigen Kreatur nicht mißbraucht werden sollte. Der Ausdruck „Meister der Existenz“ für Gott wurde beanstandet; aber „Brunnquell des Lebens“ war den Herren Censoren recht.

Füßli nahm die Sittenmaler seinen Kollegen gegenüber warm in Schutz, und als einer der letztern einmal gegen die „Jugendhize“ eiferte und vorsichtigeres „Meditieren und Räsonnieren“ forderte, that er den Ausspruch: „Was gedruckt oder nicht gedruckt werden soll, kann man wohl befehlen, nicht aber, was einer meditieren soll.“ So konnte er manchem Artikel zum Druck verhelfen. Als dann 1722 die „Maler ihren Protektor und großen Patron“ durch den Tod verloren, legten sie sich auch bald zur Ruhe nieder.

Hans Heinrich war der einzige Sohn des Malers und Kunstgelehrten Hans Rudolf Füßli, dessen „Allgemeines Künstlerlexikon“ noch heute von Bedeutung ist. Er hatte das Glück, von einem gebildeten und ökonomisch gut gestellten Vater trefflich erzogen zu werden. Die hervorragende Begabung, die er schon früh zeigte, veranlaßte den erfreuten Vater, ihm durch die besten Lehrer Privatunterricht erteilen zu lassen. Bodmer und Breitinger befaßten sich mit seiner Ausbildung; aber der Hauptlehrer, dem er vor allen dankbar blieb, war J. J. Steinbrüchel, der Übersetzer des Sophokles und Euripides. Nicht ohne eine gewisse Behmut vernehmen wir, jene drei Männer seien darin einig gewesen, daß man die Klassiker nicht wegen der Grammatik, sondern wegen ihres geistigen Gehalts zu studieren habe.

Als ein Zeichen früher Entwicklung muß es sicherlich aufgefaßt werden, daß der elfjährige Füßli 1756 in die Gesellschaft der Böcke aufgenommen wurde. Damit man seine Antrittsrede besser höre, stellten ihn die Kollegen auf einen Stuhl, von dem herab er somit die erste Probe seiner späterhin so mächtig wirkenden Beredsamkeit ablegte.

Der reisende Jüngling war sich der Segnungen, die er seiner Erziehung zu danken hatte, voll bewußt. „Sie gaben mir,“ sprach er sich einmal am Schlusse seiner Zürcher Studienzeit gegen seinen Vater aus, „Lehrmeister, welche mich, o Wunderwerk! nicht bloße Worte lehrten, und diese Lehrmeister sind zugleich meine Freunde. Vielleicht hätte ich in den Schulen die Werke der Alten wörtlich überlesen gelernt, aber nie hätte ich mich mit dem Geiste, der sie belebt, und mit den erhabenen Lehren, die darin vorgetragen sind, gemein gemacht, wenn ich nicht eines Unterrichts, wie meines teuren Steinbrüchels genossen hätte. Ihnen, I. Papa, haben Sie alles zu verdanken, was Ihr Sohn in seinem künftigen Leben nach Grundsätzen, von denen er ewig nicht abweicht, Gutes oder Böses thun wird.“

Ebenso würdigt er den trefflichen pädagogischen Grundsatz des Vaters, daß die freie Meinungsäußerung, ja selbst der Widerspruch bei der Jugend nicht nur zu dulden, sondern als ein Symptom selbständiger geistiger Thätigkeit zu schätzen sei. „Sie gewöhnten mir Freiheit im Reden an, die eine notwendige Folge meiner Freiheit im Denken war, ohne welche ein republikanischer Bürger ein tönendes Erz ist.“

So wurde die Neigung in ihn gepflanzt, den oppositionellen Gedanken, welche die Zeitverhältnisse in ihm erzeugten, jederzeit offenen, klaren und deutlichen Ausdruck zu geben. Jene Gedanken entsprangen vor allem der früh gefestigten Überzeugung, daß seine Vaterstadt Zürich nicht den geistigen Rang einnehme, der ihr nach der geschichtlichen Überlieferung und nach ihrer Leistungsfähigkeit, ich möchte sagen potentiellen Energie, gebühre, daß die Schuld an gewissen socialen Zuständen liege, und daß es daher Pflicht jedes Bürgers sei, an der Verbesserung dieser Zustände zu arbeiten. Er versäumte denn auch keine Gelegenheit,

diese Opposition an den Mann zu bringen und sich in ihr zu üben. Gesellschaften und Vereine betrachtete er gleichsam als geistigen Fechtboden, auf dem sein Wiß gut sitzende Hiebe auszuteilen habe. Mit Vorliebe scheint er in der „Helvetischen Gesellschaft“, die sich regelmäßig auf der Zunft der Gerwe versammelte, geharnischte Reden gegen herrschende Ansichten gehalten zu haben. Wenigstens schreibt ihm sein Freund Steinbrüchel: „Ihr Eifer, Ihre Wahrheitsliebe macht Ihnen unstreitig Ehre. Aber wer der Wahrheit nicht schaden, wer ihr emporhelfen will, der muß nicht alle Wahrheit zu jeder Zeit und an jedem Orte sagen. Zwingli hat nicht gegen den Bilderdienst geeifert, bis er das Ansehen der Schrift einmal festgesetzt gehabt Wenn Sie künftig Wahrheiten dieser Art sagen wollen, so lassen Sie sie nur nicht Ihrer ganzen Gesellschaft verlesen, sie gehören in den engeren Zirkel von Freunden.“

Die Wahrheitsliebe ist ein nicht überall gern gesehener Gast. Der Ruf seiner Reden drang bald in weitere Kreise und erregte konservatives Mißfallen. Bei den Allerfrömmsten galt er geradezu für „ein mißratenes Subjekt.“

Um so größere Hoffnungen setzten die Freunde auf den rücksichtslos mutigen, thatkräftigen Jüngling, den sie schon darum hochschätzten, weil ihm kein Laster so verhaßt war, wie die Heuchelei.

Damit haben wir die eine Wurzel seines Wesens kennen gelernt: es ist der energische Drang zur Opposition gegen alles, was ihm als schlecht erschien. Aber dieser Widerstand blieb nicht passiv, war nicht bloß beschauliche Kritik oder theoretisches Grollen. Der Widerstand wollte That sein, er ging unmittelbar über ins Handeln. Das Falsche sollte überwunden und durch Gutes ersetzt werden. Das ist die centrifugale Kraft seines Geistes, die ihn der Politik in die gefährlichen Arme trieb.

1762 verließ er Zürich, nicht nur um anderswo weitere Kenntnisse zu sammeln, sondern hauptsächlich, weil eine heftige unerwiderte Liebe den Siebzehnjährigen zu Hause unglücklich gemacht hatte.

Er setzte in Genf seine klassischen Studien fort, eignete sich die französische und italienische Sprache an und zwang sich auch zu etwelcher Beschäftigung mit Mathematik, zu der ihn offenbar keine Neigung sondern der Rat Steinbrüchels führte. „Wie geht es Ihnen bei Lesage (dem Mathematiker)?“ schreibt letzterer, „diese Frage interessiert mich sehr. Linien zu messen und abstrakte Größen zu finden ist freilich nicht der Endzweck unseres Daseins. Aber, recht angewandt, ist es eines der schätzbarsten Mittel zum wesentlichsten Vorzug eines Menschen, (ohne welchen er seiner Bestimmung nie wird genug thun können) — zur Richtigkeit im Denken. Sehen Sie daher nie etwas für gering an, was Ihr Urteil schärfen, Ihren Verstand feiner machen und Ihnen die Quelle falscher Schlüsse aufdecken kann.“ Der Leser wird sich freuen, hier einen Philologen reden zu hören, der sein Fach nicht für alleinseligmachend hielt.

Inzwischen hatten die Verfolgungen, denen J. J. Rousseau in Frankreich wie in seiner Heimat ausgesetzt war, Füßlis lebhafteste Teilnahme erweckt. Namentlich mißbilligte er die Haltung der Genfer Geistlichkeit. „Ich habe,“ schreibt er nach Hause, „bei diesem Anlaß die Bemerkung gemacht, daß die Geistlichen überhaupt auf Seite der Herrschenden und Vornehmen sind. Diese Diener des Friedens sind oft die festesten Stützen der Tyrannei, und hätte Rousseau in seinem letzten Kapitel des „Contrat social“ statt des Christentums seine Lehrer hierüber angegriffen, ich hätte ihm vollkommen beigepflichtet“

Selbstverständlich vertiefte er sich nun in die damals verbotenen Schriften des großen Genfers. Daß er aber nicht willenlos in ihren Bann geriet, sondern ihnen kritisch gegenüberstand, mag folgende Briefstelle belegen. „Ich lese die Werke des Genferbürgers und lese sie wieder; ich finde jedesmal neue

Schönheiten, neue noch unbekannte Wahrheiten, die Rousseau oft versteckt und die derjenige nicht zu wissen nötig hat, der sie nicht von selbst entdeckt Ich glaube, wenn Rousseau systematischer dächte, seine Schriften bekämen ein neues Verdienst. Und ich glaube noch mehr, R. würde gerne Collegia über die ganze Leibnizische Philosophie nehmen, wenn sie ihm z. B. von dem liebenswürdigen Moses von Berlin oder einem Shaftesbury vorgetragen würden. Im übrigen ersetzen die wahren, feinen und unverdorbenen Empfindungen bei ihm das Raisonnement; aber der Schade, welcher daraus für die Leser entspringt, ist darum nicht kleiner Sie wissen, wie voll Rousseaus Werke von Paradoxen sind. Was für ein großer Narr muß also derjenige sein, der vor einigen Monaten ein Buch „Pensées de J. J. Rousseau“ herausgegeben. Es ist vielleicht kein Schriftsteller, aus dessen Werken man weniger Stellen aus ihrem Zusammenhang reißen kann, als bei ihm“.

Füßli besuchte Jean-Jacques im Mai 1763 mit einem Genfer Freunde in Môtiers-Travers. Großen Eindruck machte ihm hauptsächlich die Ruhe, mit der Rousseau die Verfolgungen ertrug. Er fand ihn mit einer Umarbeitung des Robinson Crusoe beschäftigt, dem er einen andern Ausgang geben wollte. „Das ist ein Werk für Kinder,“ sagte er, „und wenn ich für Kinder arbeite und ihnen nütze, so kann ich die Unbill der Väter vergessen.“ Auf die Veröffentlichung scheint Rousseau nachträglich verzichtet zu haben. Wie hoch er aber aus pädagogischen Gründen das Motiv des Romans schätzte, das zeigt eine Stelle aus dem dritten Buche des „Emile“, an die sich vielleicht mancher Leser nicht ungerne wieder einmal erinnern läßt: „Puisqu'il nous faut absolument des livres, il en existe un qui fournit, à mon gré, le plus heureux traité d'éducation naturelle. Ce livre sera le premier que lira mon Emile; seul il composera durant longtemps toute sa bibliothèque, et il y tiendra toujours une place distinguée. Il sera le texte auquel tous nos entretiens sur les sciences naturelles ne serviront que de commentaire. Il servira d'épreuve durant nos progrès à l'état de notre jugement; et, tant que notre goût ne sera pas gâté, sa lecture nous plaira toujours. Quel est donc ce merveilleux livre? Est-ce Aristote? est-ce Plin? est-ce Buffon? Non; c'est Robinson Crusoe.“³⁾

Wie sehr die Persönlichkeit Rousseaus den jungen Mann fesselte, ersieht man aus einem Briefe an seinen Vater. „Wenn Sie jemand fragt, was Rousseau mache, so sagen Sie ihm in meinem Namen, daß er gesunder als niemals sei, weil er sich von der Welt je länger je weiter entfernt; daß er mehr als jemals ein Christ sei, weil er den Erzbischof von Paris gescholten; und daß er nur darum das Bürgerrecht von Genf aufgegeben, um ein Weltbürger zu sein.“ Um die gleiche Zeit äußert sich Füßli zu einem Freunde: „Es scheint, daß es ein Privilegium nur wahrhaft großer Leute ist, durch das Unglück noch größer zu werden, und daß die Ungerechtigkeit der Welt und die Bosheit der Menschen selbst zu ihrem Ruhme beitragen müssen.“

Daß sein Besuch bei Rousseau in Zürich Mißfallen erregen werde, wußte Füßli sehr wohl. In der That soll mancher Mutter bange geworden sein, er werde später den Limmatstrand durch Einführung gottloser Rousseauscher Erziehungsgrundsätze beflecken. Allein sein unabhängiger Sinn kümmerte sich nicht um solche Anfechtungen.

Die Idee des Weltbürgertums machte aber unsern Jüngling keineswegs blind für die Vorgänge, die sich in seiner Vaterstadt abspielten. Das beweist der lebhafteste Anteil, den er an dem Grebel-Handel nahm.⁴⁾ Der Landvogt Felix Grebel in Grüningen hatte sich durch Mißbrauch seiner Amtsgewalt, durch allerlei

Riiffe und Erpressungen verhaßt gemacht. Niemand wagte gegen ihn vorzugehen, bis gegen Ende des Jahres 1762 eine anonyme Anklageschrift in Zürich verbreitet wurde, betitelt „Der ungerechte Landvogt oder Klagen eines Patrioten.“ Als Verfasser bekannten sich zwei junge Theologen, die nachmals zu großem Ruhm gelangen sollten: Heinrich Füssli und J. C. Lavater. Zwar mußten sie Abbitte leisten, weil sie die Censur umgangen hatten; aber eine Untersuchung ließ sich nun doch nicht mehr vermeiden. Unser Füssli schreibt darüber nach Hause: „Die erwachende Gerechtigkeit unserer Landesväter, die Abscheulichkeit des Verbrechens, all dies hat in meiner Seele die heftigsten Empfindungen zuwege gebracht; Freude, Entrüstung, Bewunderung und Zorn treiben mich wechselseitig herum.“ Und ein ander Mal fragt er: „hängt unser Junker Landvogt schon am lichten Galgen?“ Weiterhin erklärt er: „In vielen Republiken würde bald entschieden sein, was man mit einem Mann thun soll, den der Himmel bestrafen will; aber vielleicht sind Furchtsamkeit und Langsamkeit keine Mißbräuche bei uns, sondern notwendige Folgen unseres Regiments.“

Der Formfehler seiner Freunde gab ihm Gelegenheit zu einer schönen Bemerkung über die Pressefreiheit. „Wie glücklich,“ schreibt er nach Hause, „wird mein Vaterland sein, wenn man einmal einsehen lernt, daß Tadelsschriften keine Pasquille sind und daß die Freiheit zu schreiben ein wichtiger Teil der politischen Freiheit ist.“ Noch sollte es fast vierzig Jahre dauern, bis sich der Wunsch des freisinnigen Jünglings in Zürich erfüllte. Wir können uns das Kopfschütteln der regierenden Herren vorstellen, bemerkt Füsslis Biograph, wenn ihnen, wie nicht zu bezweifeln ist, Füsslis Ansicht zu Ohren kam.

Mit nicht geringerem Interesse verfolgte Füssli die Frage des ausländischen Militärdienstes der Schweizer. Im Jahr 1763 suchte Frankreich mit den Ständen, die ihm die Werbung bewilligt hatten, gleichmäßige Verträge abzuschließen. Füssli hatte gehofft, Zürich werde diese Gelegenheit benutzen, ganz von der Kapitulation zurückzutreten. „Es ist doch gewiß besser,“ schreibt er dem Vater, „unsere Bauern bleiben im Lande, als daß sie daraus gehen, und wenn sie etwa zurückkommen, zur Bevölkerung (Fortpflanzung) sowohl als zur Feldarbeit unnütz werden. Ich wünschte, Sie könnten mit den 20 Louisdors, die Sie mir schicken werden, so nötig ich sie habe, zwanzig Stimmen (im Räte) wider die fremden Dienste und wider alles, was unser Land entvölkern kann, erkaufen, wenn es irgend erlaubt wäre, selbst das Gute zu erkaufen.“ Allein, wie es Steinbrüchel von der „übel geratenen, kaufmännischen Republik“ nicht anders erwartete, es blieb der Geldstandpunkt maßgebend. Der fremde Kriegsdienst erschien nicht nur als eine gute Versorgung für viele Söhne aus den ersten Familien der Stadt, sondern zugleich als das beste Mittel, alle lästigen Tagediebe los zu werden.⁵⁾

In merkwürdiger Weise bekundet sich Rousseauscher Einfluß in dem Ruf an seine Mitbürger, betitelt „An mein Vaterland,“ den Füssli 1763 wegen eines in Zürich abgehaltenen vornehmen Balles drucken ließ. „Was sollen alle diese närrischen Ergößlichkeiten,“ heißt es da unter anderm „als der Welt zu zeigen, daß die Sieger von Murten und Nancy gute Geiger erzeugen und Töchter, die verwelken, ohne Mütter zu sein.“

Das puritanische Auftreten des jungen Mannes berührte viele, zumal die Tanzlustigen, sehr unangenehm. Dafür erntete er den Beifall der Einfachen im Lande und erlebte den Triumph, daß zwei Bälle

X
abbestellt wurden. Man wird unsern Sittenrichter milder beurteilen, wenn man weiß, daß nicht Brüderie, nicht Effekthascherei oder Streberei ihn zu der übertriebenen Auslassung bewegte, sondern die patriotische Überzeugung, daß sich im Wohlleben das Mark der Staaten verzehre. Daß diese Entrüstung aber nicht eine Anwandlung, eine vorübergehende Stimmung war, sondern dem Grunde seines Charakters entsprang, geht daraus hervor, daß er während seines ganzen Lebens dem Ideal der Einfachheit niemals weder theoretisch, noch praktisch untreu wurde. Daß der überhandnehmende Luxus damals übrigens auch den Regenten zu schaffen machte, kann man am besten aus den Sittenmandaten ersehen.⁶⁾

Die politischen Wallungen hinderten ihn keineswegs an seinen Studien. Die Zeit, die er am Tage verlor, holte er nachts wieder ein. Die Anerkennung, die hervorragende Genfer seinem wissenschaftlichen Sinn zollten, blieb in Zürich nicht unbekannt. So schrieb ihm denn sein erfreuter Lehrer Steinbrüchel: „Ich habe die Talente bei Ihnen zu kultivieren gesucht, die ich bereits fand, und Ihr Eifer hat meine Treue sattfam belohnt. Wenn Sie das werden, was Sie werden können — und warum sollte ich hieran zweifeln? — so darf ich mit dem süßen Bewußtsein sterben, daß ich meinem Vaterland nicht unnütz gewesen bin. Epaminondas berief sich auf seinen Sieg bei Leuktra, als ihm vorgerückt ward, er hätte dem Staat keine Kinder erzeugt. In meiner engern Sphäre sollen Sie mein Leuktra sein. Vergeben Sie mir diesen Stolz.“

X
Von nicht sehr fester Gesundheit, mußte sich Füssli aber auch Erholung gönnen, die er am liebsten auf Spaziergängen suchte. Munter im Kreise der Altersgenossen, verfiel er in der Einsamkeit nicht selten melancholischen Stimmungen, die wohl von seinen Liebesgedanken getragen wurden. Die Mutter schreibt ihm einmal: „Es dünkt mich eine von den allerunvernünftigsten Schwachheiten der Menschen, wenn man sich selber sein Leben verbittert.“ Einfachheit im Leben war ihm Gemüthsbedürfnis, Genügsamkeit hygienische Pflicht, da ihn die geringste Ausschreitung unwohl machte. Dagegen wünschte er bei seiner Vorliebe für geselligen Verkehr weltmännisch aufzutreten und verwendete Sorgfalt auf seine äußere Erscheinung. Seine Hauptausgabe jedoch bildeten die Bücher, für welche ihm sein Vater, selbst ein Bücherfreund, beträchtliche Summen bewilligte.

Gegen Ende des Jahres 1763 unternahm Füssli eine Studienreise nach Rom und besuchte auf dem Wege die wichtigsten Kunststätten Italiens. In den Biographien aus dem letzten Jahrhundert fällt uns auf, wie wenig Aufhebens vom Reisen und seinen Beschwerden gemacht wird. Die großen Fahrten, welche Handwerker, Kaufleute und Gelehrte unternahmen, erscheinen als so selbstverständlich wie die der heutigen Nomaden. Und zwei große Vorzüge hatte jenes vordampfsiche Wandern. Bei dem langsamern Vorrücken konnten sich tiefere Eindrücke entwickeln und reichere Gedanken bilden. Zweitens gestattete die Schwerfälligkeit der Bewegung nicht, daß man zu jedem Geburts- und Weihnachtsfeste in die Heimat reiste; es blieb den Wanderjahren die Kontinuität fremden Luftauchs gewahrt, die allein den Geist von den Vorurteilen der Scholle befreien kann.

Füssli scheint eine eigentümliche Abneigung gegen das Beschreiben der Reise genährt zu haben. Er führt kein Tagebuch, macht keine Aufzeichnungen, und auch seine Briefe liefern dem Biographen nur spärliches Material. Vielleicht schien ihm auf der Reise jede Stunde verloren, die er nicht zum Anschauen und Studieren von Kunst und Leben verwerten konnte.

Sein wichtigstes Reiseerlebnis, das für seine Zukunft von großer Bedeutung werden sollte, ist seine Begegnung und Freundschaft mit Winkelmann, dem Begründer der Kunstgeschichte des Altertums, der damals in Rom angestellt war. „Endlich bin ich in den Armen meines Winkelmann,“ schreibt er bald nach der Ankunft an seinen Vater, „ich lebe an seiner Seite vergnügte Tage, vielleicht werden diese die glücklichsten meines Lebens sein; durch ihn genieße ich Rom auf eine Art, mit welcher es wenige Reisende thun können.“ Er war für die geschichtliche Kunstbetrachtung nicht nur durch den klassischen Unterricht seiner geistvollen Lehrer gut vorbereitet, sondern auch durch die Mitarbeit, die er seinem Vater in Zürich und in Genf bei der Stoffammlung für das Künstlerlexikon geleistet hatte. Er kannte die Völker und Zeiten, denen die Werke entstammten, und hatte daher ein offenes Auge für deren Gehalt. Das Verständnis der Technik aber mochte ihm sein Vater vermittelt haben.

Winkelmann ward sofort von Füßlis Charakter und Wissen eingenommen. Er schreibt am 18. Februar an Füßlis Vater: „Einem edlen Jünglinge, wie Ihr geliebter Sohn ist, Unterricht zu geben, ist mir so lieb, als etwas Würdiges geschrieben zu haben. Ich begleite denselben nach Neapel und bin versichert, daß kein Fremder so gelehrt als er zurückkommen werde. — Mir ist mehr zugefallen, als ich habe hoffen können; aber des Genusses höchster menschlicher Glückseligkeit, einen solchen Sohn erzeugt zu haben, bleibe ich beraubt, wogegen ich Rom und Neapel, ja ganz Italien vertauschen wollte.“ Und an Kaspar Füßli, den Verfasser von „Geschichte und Abbildungen der besten Künstler in der Schweiz“ schreibt er: „Ihr edler Füßli siehet die vornehmsten Sachen mit mir und hat dieselben mehr als einmal mit mir gesehen. Ich bin gewiß versichert, es sollte jenseits der Alpen kein Mensch sein, welcher mit mehr Erkenntnis, Erfahrung und Geschmack aus Italien gereist ist, und werden nach einem Aufenthalte von einigen Monaten wenige in Rom selbst sein, denen dieser würdige Jüngling nicht Lektion geben könnte. Euer Vaterland wird sich künftig rühmen können, den größten Kenner zu besitzen, welcher richterlich wird entscheiden können.“

So viel ist sicher, daß die eigne Anschauung ihn über die Mangelhaftigkeit der gelesenen Kunsturteile aufklärte. „Wie viel,“ schreibt er dem Vater, „werden wir am Lexikon verbessern, wenn ich mich einst mit Ihnen unterreden kann, wie unsre Quellen, Vasari, Malvasia, Baglione u. die Wahrheit oft einem witzigen Einfall oder einer Lobrede geopfert.“

Die Hauptquelle, aus welcher dem Biographen ein Urteil über Füßlis römische Eindrücke fließen konnte, ist ein „Bericht über die Kunstwerke in Rom“, den er seinem Freunde Bögeli zur Veröffentlichung überließ.⁷⁾ Dieser hatte Webbs Untersuchung des Schönen in der Malerei aus dem Englischen übersetzt und stellte nun Füßlis Bericht diesem Buche voran. Aus demselben ergiebt sich, daß Füßli, ob zwar von Winkelmann beeinflusst, doch zu einem selbständigen Kritiker herangereift war. So rühmt er einen jungen Faun in der Villa Ludovisi als einen der schönsten Körper, „an welchem aber alle Gliedmassen neu und schlecht ergänzt sind“. Er verdammt alle Restaurationen, die nicht durchaus dem Geist und Stil des ursprünglichen Werks entsprachen. „In derselben Villa ist eine Statue, welche die . . . Herde unerfahrener Altertumskundiger insgeheim Fichter betiteln, da dieselbe doch sichtlich ein Wesen höherer Art, nämlich den Gott des Krieges jugendlich und so, wie ihn Lucian beschreibt, vorstellen muß.“

Auch an der neuern Kunst geht er nicht achtlos vorbei. Als Beleg sei sein Urteil über Bernini

angeführt, der damals in Rom vergöttert wurde. Er betrachtet ihn als einen Repräsentanten falschen Geschmacks. „Dieser unglückliche Mann, der unter dem schönsten, was jemals die Kunst hervorgebracht hat, aufgewachsen ist, blieb dennoch für alle diese Schönheit unempfindlich oder sein Gefühl zum wenigsten immer dunkel . . . Berninis Entzückung ist weniger Andacht als eine Herrenhutiſche Ausgelassenheit und ein geistlicher Mutwille“.

Über die Architektur ſchweigt er ſich aus; vielleicht trat ihm in dieſer Kunſtgattung die Mathematik zu ſichtbar entgegen.

Von den Malern zog ihn hauptſächlich Raffael an. „Meine Sammlungen werden Kupfer nach den Werken von Raffael ſein; wie klein ſcheinen alle andern Künſtler neben ihm.“ Es betrübt ihn, daß die gaffenden Fremden den Bildern Bouchers nachlaufen, während man die Säle des Vatikans öde finde. „Aber das ſind die Tempel, wo Raffaels Weiſheit ruht, die ſich wie ein ſanfter (nicht tobender) Strom über alle ſeine Werke ergoß, den Thoren unvernehmlich.“

Der Biograph wendet bei dieſer Gelegenheit ein Wort auf Fißli an, das Goethe über Winkelmann geäußert hat. „Wenn bei ſehr vielen Menſchen, beſonders aber Gelehrten, dasjenige, was ſie leiſten, als die Hauptſache erſcheint und der Charakter ſich dabei wenig äußert, ſo tritt im Gegentheil bei Winkelmann der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptſächlich deswegen merkwürdig und ſchätzenswert iſt, weil ſein Charakter ſich immer dabei offenbart.“

Von den anregenden Perſönlichkeiten, mit denen Fißli in Rom verkehren durfte, ſei hier nur Angelika Kaufmann erwähnt, „deren mannigfaltige Vorzüge des Geiſtes und jeder ſchönen weiblichen Tugend er ebenſo ſehr als ihre ſchönen Kunſttalente verehrte“. Die damals einundzwanzigjährige Künſtlerin malte für Fißli das Portrait ihres gemeinſamen Freundes Winkelmann zur größten Zufriedenheit des erſtern.

Über die Reiſe nach Neapel, die er mit Winkelmann unternahm, fehlen ebenfalls jegliche Notizen. Wir vernehmen nur, daß er an ſeinen Vater ſchreibt: „In Neapel iſt der Fall der Kunſt tiefer, als vielleicht zu den Zeiten Konſtantins. Es iſt zum Erſtaunen, daß ein ſo glückliches Klima und eine Stadt in der Nachbarschaft von Rom nur keinen mittelmäßigen Künſtler weder in der Malerei, noch Bildhauer, noch in der Baukunſt aufzuweiſen hat.“

Neapel ſcheint ſein Gemüt zur Naturbetrachtung geſtimmt zu haben; denn, nach Rom zurückgekehrt, ſchreibt er an ſeinen Vater: „Biſher habe ich die Werke der Kunſt bewundert, jetzt will ich die ſchöne Natur in dem ſchönſten Lande der Welt betrachten.“

Er fühlte ſich durch die italieniſche Reiſe nicht nur äſthetiſch, ſondern auch ethiſch gehoben. „Ich wende die Werke der Kunſt nicht nur an, um meinen Geſchmack am Schönen, ſondern zugleich auch am Guten zu bilden, denn dieſes iſt mehr, als man inſgemein glaubt, mit einander verbunden.“

Wie man Diamanten nur an Diamanten glänzend macht, bemerkt ſein Biograph, ſo reiſt der edle Menſch nur an einem edlen, ſo Fißli an Winkelmann.

Der Grundzug ſeines Charakters, die Uneigennützigkeit, trat auch in Rom in ſchönſter Weiſe zu Tage. Sie bewog ihn, unter anderm einen Landsmann mit nicht geringen Opfern vom ökonomiſchen Untergang zu retten. Die Sache wurde in Zürich bekannt, und er vernahm, daß ſeine Hülfsleiſtung als ein Werk jugendlicher Schwärmerei angeſehen worden ſei. Dieß machte ihn aber keineswegs irre, vielmehr

schrieb er zu handen der Tadler nach Hause: „Ich weiß wohl, daß diese Herren eine immer predigende, nie ausübende Moral haben, die so kalt wie Eis, so ekelhaft wie ein Totenschädel ist, eine Moral, der ich einen ewigen Krieg geschworen, den man aber nicht durch Worte, sondern durch gute Werke anfangen muß.“

Auch seinem Patriotismus thaten die Kunststudien keinen Eintrag, im Gegenteil schien sich sein republikanischer Geist in den Ruinen des alten Rom noch gestärkt zu haben. Er interessiert sich aufs lebhafteste für alles, was in der Heimat passiert. So schreibt er einmal: „Ich höre mit Verdruß, daß man in Zürich im Begriffe steht, schlechte Brunnen mit noch schlechtern Statuen zu bauen; daß man nicht wie ehemals schweizerische Helden, sondern Gottheiten darauf stellen will.“

Weiterhin äußert er sich über die Frage des fremden Kriegsdienstes: „Falsche Grundsätze sind die Hyder in unserm Staat, und wenn man derselben Grundsätze auch bei Hunderten abhaute, so kommen immer wieder neue Hunderte hervor. Wir haben keine Verbesserung zu erwarten, wir müssen in dem Privatleben glücklich und tugendhaft sein und Kinder zeugen, die das thun, was ihre Väter nicht thun konnten.“

Ende Mai 1764 reiste Füßli von Rom ab, begleitet von den herzlichsten Segenswünschen Winkelmanns. Dieser hatte ihm ein Empfehlungsschreiben an den Bibliothekar in Parma mitgegeben, das eine glänzende Bestätigung von Winkelmanns Ansichten über Füßlis Bedeutung enthält. Es findet sich darin folgende Stelle: „Io posso asscurarvi, che non v'è Antiquario che conosca i tesori dell'arte degli antichi e de moderni meglio di lui e che li abbia considerati ed esaminati con più ponderazione e con più vivo e delicato intimento.“

Wie es vielen aus Italien Zurückkehrenden ergeht, war der Eindruck, den die Heimat auf sein Gemüt machte, niederdrückend, obwohl er vom freundlichsten Familienleben empfangen wurde.

Seine damalige melancholische Stimmung mag übrigens noch einen andern Grund gehabt haben. Obwohl verschmäht, hatte er nicht aufgehört, zu lieben; aber die Auserkorene versagte ihm von neuem das Jawort, da sie der Überzeugung war, daß sie nicht zusammenpassen. Der Vater hätte jetzt gerne in die Verlobung eingewilligt; denn er sah in derselben das einzige Mittel, dem Sohne die Gemütsruhe wieder zu verschaffen. Er suchte ihn selbst zu bereden von der schwärmerischen Forderung eines Einsiedlerlebens abzustehen, durch die er jener Dame den Eindruck eines Sonderlings gemacht. Er schreibt ihm aufs Land, wo Füßli damals bei einem Freunde einen Aufenthalt machte: „Kannst Du mit aller Deiner Vernunft nicht begreifen, daß eben der Plan, den Du Dir von Deiner künftigen Lebensart machst, Dir am meisten im Wege steht. Dieser ist unter 1000 Weibspersonen nicht einer einzigen anständig. Alle, alle verabscheuen eine Lebensart, in welcher sie von ihresgleichen entfernt ihre Tage zubringen sollen, und sie stellen sich einen Ehemann, der sich eine solche wählt, als unerträglich vor.“ Indessen beharrte Füßli auf seinem Entschluß, und das einseitige Liebesverhältnis löste sich endgültig auf, wahrscheinlich zu seinem Heil, wie sein Biograph bemerkt. Er brachte das Mittel zur Anwendung, das in solchen Fällen die beste Wirkung thut: die geistige Arbeit, und als er dann später die Bekanntschaft mit seiner nachmaligen, vorzüglichen Frau machte, war er geheilt.

Im Juni 1767 hatte Füßli eine freudige Hoffnung. Winkelmann, der damals eine Reise nach Deutschland unternahm, kündigte ihm auf der Rückreise einen Besuch in Zürich an. Allein statt des Freundes traf eine erschütternde Nachricht ein. Winkelmann hatte, einer schwermütigen Stimmung verfallend, seinen Rückweg über Wien und Triest genommen. An letztem Ort fand er den Tod unter den Dolchstichen eines Raubmörders. Die Trauerkunde verursachte Füßli tiefsten Schmerz. Sein Freund J. H. von Wessenberg, der einen Nekrolog über Füßli geschrieben hat, berichtet darüber folgendes: „Oft hörte ich ihn erzählen, wie er, gerade nach Hause kommend, den schwarz gesiegelten Brief erhalten und, Schlimmes ahnend, ihn rasch noch auf der Treppe eröffnet habe, nach flüchtigem Durchlesen aber, wie vom Schlage berührt, bewußtlos hingefunken sei, und wie ihn hier seine Frau in diesem Zustande, den Brief noch in der Hand, angetroffen habe. Nur schwer und langsam vernarbte diese Wunde.“⁸⁾

Da Füßli nicht bloß Gelehrter, sondern Politiker sein wollte, mußte er naturgemäß zu historischen Studien geführt werden. Diese sollten ihm Material liefern zur Vertretung der Ideen, die ihm am Herzen lagen. Er verwertete diese Arbeiten zunächst zu Vorlesungen in der historischen Gesellschaft. Von den Gegenständen, die er behandelte, seien hier nur folgende erwähnt. „Die mailändischen Kriege zur Zeit Ludwigs des Zwölften von Frankreich“ nahmen sein Interesse vornehmlich wegen der Frage des Reiselaufens in Anspruch. Er tadelt darin mit einer damals sehr schätzenswerten Freimütigkeit das System der Eidgenossen, sich dem Meistbietenden herzugeben, ohne zu untersuchen, auf welcher Seite das Recht liege.

Weitere Themata sind die Aufnahme der drei Orte Basel, Schaffhausen und Appenzell in den Bund; die toggenburgischen Streitigkeiten von 1712—1713; die „Zurüstung, die Richtung und einige Folgen des 1715 gestifteten Bundes“. U. s. w.

Bei diesen Arbeiten hielt er das Quellenstudium für unerläßliche Pflicht des Geschichtsforschers. Er schreibt darüber an einen Freund: „Auf die Quellen, woraus man geschöpft hat, kommt es bei historischen Werken vorzüglich an. — Es war eine Zeit, wo man das Studium des *medii aevi* zum Mittelpunkt alles göttlichen und menschlichen Wissens machte, dieses für den Geschichtschreiber an sich unentbehrliche Studium dadurch verwertete, daß man diese ungeheuren Folianten barbarischer Skribenten mit noch viel zahlreicheren Bänden ebenso abgeschmackter Kommentarien vermehrte. Allein heutzutage tritt man auf das andere Äußerste und glaubt, man dürfe die Quellen der Geschichte des 12. Jahrhunderts in jeder Chronik des 17. Säculi suchen.“ Gegen diese Nachlässigkeit eifert Füßli und beschuldigt derselben vornehmlich „die französischen Romangeschichtschreiber Voltaire, Abt du Bos, Graf Boulainvillier etc.“ Dann spricht er auch von „den gescheuten historischen Betrügnern, welche die Citationen ihrer Vorgänger bloß nachschrieben“, ohne sie nachzuschlagen. Ich habe mir's zum Gesetz gemacht, sagt er, keiner einzigen Citation in einem französischen Buch zu trauen, wenn ich mich nicht erst der Treue des Schriftstellers durch verschiedene Proben versichert habe.“

Nicht minder groß war sein Interesse für Staats- und Rechtswissenschaft. Er studierte Montesquieu's *Esprit des lois*, Macchiavelli's *Principe* u. Mit besonderer Freude aber vertiefte er sich in das damals neue Werk von Beccaria über Verbrechen und Strafen. Füßli's Sympathie für dieses Werk zeugt für seine Humanität.

Sein Verständniß für das Staatsleben erhöhte sich noch durch civilrechtliche Studien. Und je mehr seine Einsicht wuchs, um so größer wurde sein Bedürfnis, dem Gemeinwesen nützlich zu werden.

Da die Zünfte politischen Einfluß ausübten, ließ er sich 1765 als Mitglied auf die Zunft der Weise aufnehmen, um mehr Gelegenheit zu haben, sich über öffentliche Verhältnisse auszusprechen. Bei seiner Aufnahme hielt er eine jugendlich feurige Rede über die Pflichten eines Bürgers, welche als sein moralisch-politisches Programm zu betrachten ist.

Er erklärt darin, der Bürger müsse vor allem seine Haushaltung regieren können, ehe er dem Staat vorstehen wolle; müsse Thorheiten fliehen, müsse nicht servil, nicht eigennützig, nicht ein Sklave geldstrossender Moden, von Spielen und Debauchen sein. Wieder fällt der sittenrichterliche Ton an dem jungen Mann unangenehm auf; doch mildert sich dieser Eindruck durch die Wärme des Patriotismus, die durch seine Worte weht. „Der gute Bürger lernt Gott fürchten und keine andere Furcht haben, er heißt das nicht Rebellion, wenn man sich gegen Leute empört, die sich selbst wider alles empören, was einem redlichen Manne heilig und teuer sein muß. — Er liebt seine Regenten als seine Beschützer, aber er bückt sich vor keinem Rock, er bückt sich nur vor Verdienst. Er hält alle Stände für edel und schätzbar, er weiß, daß alle die verschiedenen Namen eines Edelmannes, eines Geistlichen, eines Kaufmannes, eines Handwerkers sich in dem gemeinschaftlichen Namen eines Bürgers verlieren. Er liebt alle seine Mitbürger gleich, kennt keinen andern Unterschied zwischen ihnen als die verschiedenen Grade ihrer Rechtschaffenheit. Er bemüht sich, ihnen mit Rat und Hülfe, Trost und That an die Hand zu gehen; sein Haus ist ihnen zu jeder Stunde des Tages und sein Herz allen ihren Angelegenheiten offen. Aber er wird die Gunst seiner Mitbürger nicht durch niederträchtige Mittel zu erschleichen suchen. Nein, er kennt kräftigere Mittel, welche niemals betrügen, niemals gereuen. Er bewirbt sich um keinen Posten und wünscht von Herzen seiner Zunft Glück, wenn sie fähigere Leute besitzt, als er ist. Aber er schlägt keinen Posten weder aus Trägheit noch aus der unreinen Absicht aus, einen bequemern zu bekommen.“

Man kann sich das Erstaunen der Mitzünfter über den gewaltigen Schwung der Rede, die der Zwanzigjährige hielt, vorstellen; daß sie ihm die Sympathie derjenigen, die sich durch sie getroffen fühlten, nicht erwarb, liegt auf der Hand. Sie wurde auch zum Theil mißverstanden und entstellt herumgeboten. Füßli gab sie daher mit einem scharfen Vorwort gedruckt heraus.*) Er sagt darin, daß es ihn freue, wenn seine Rede den Beifall der Mitbürger erhalten werde; aber eben so sehr, wenn sie den Staats Sophisten und Heuchlern nicht genehm sei. „Wen die Wahrheit beleidigt, welche ungeschminkt, rein, dürr und nicht so nach der Denkungsart unseres Jahrhunderts zugeschnitten, vorgetragen wird, den zu beleidigen, sollte sich jeder ehrliche Mann zur Pflicht machen“ u.

Seine Beliebtheit nahm natürlich nicht zu, als er sich nun auch der Presse bediente, um für seine Ideen Propaganda zu machen. Er wurde ein Hauptmitarbeiter an der 1765 gegründeten Wochenschrift „Der Erinnerer“.**) Sie enthielt moralische und historische Schilderungen, geißelte die Vorurteile und

*) Bei Heidegger & Co. 1765.

**) Der Erinnerer, eine moralische Wochenschrift, Zürich, Bürkli'sche Druckerei 1765. Die Zeitschrift schließt mit dem 4. Stück des 3. Jahrganges ab.

die Unsitten des Zeitalters, bekämpfte Spielsucht, Luxus, Stolz, Heuchelei u. s. w., und erwarb sich dadurch den Beifall der denkenden Bürger und den Haß derer, welche die Anklagen auf sich bezogen.

Er faßt den Zweck seiner Kritik in den Satz zusammen: „Jeder Mensch habe zwar, wenn er wolle, an seinem Gewissen einen Erinnerer, aber derselbe werde leider die meisten Male, wie Paulus von dem Landvogt Felix, bis auf eine gelegeneren Zeit abgewiesen,“ darum erfülle er dieses Amt.

Einmal erzählt er von einer Gesellschaft, in die er eingeladen war. „Man befremdete sich, daß ich mich einfand, da ich mich sonst immer unter tausend Vorwänden von allen großen Gesellschaften entfernt zu halten wußte. Wenn man mich bei meinem Gewissen fragte, was man in 1½ Stunden in dieser wackern und ansehnlichen Gesellschaft, in welcher doch keine Karte berührt ward, geredet hätte, ich könnte nicht zwei Zeilen zusammenbringen, und doch ward immer gesprochen, und niemand, als ich, schien lange Weile zu haben.“

Im „Register“ *) persifliert er herrschende Begriffsverwirrungen.

In den „Fragen an das Publikum“ †) erkühnt er sich zu dem Ruf: „Ist es vernünftig, in den Predigten Dinge zu sagen, die entweder keinen oder einen ganz ungereimten Sinn haben.“

Aus den „Bermischten moralischen Gedanken und Betrachtungen“ ††) sei der Satz angeführt: „Wer in der Absicht einen Menschen verleumdet, daß doch etwas hängen bleibe, hat sich seines Herzens vor dem Teufel gar nicht zu schämen.“ Er erzählt dort auch eine Anekdote von einer chinesischen Kaiserin, die eine Vorliebe für den Ton des Zerreißens von feinem Tuch gehabt und für diese Musik täglich enorme Summen verschwendet habe. „Sie lachen, mein Herr Leser, aber wenn Sie, ein Bürger von Zürich, alle Abend das Geräusch des Kartenmischens mit ½ Dukend Dukaten bezahlen, sind Sie in den Augen eines Vernünftigen weniger lächerlich?“

In den „Charakteren“ †††) werden eitle Menschen zwar unter antikem Namen, aber so kenntlich porträtiert, daß jeder Zürcher die Originale erraten mußte.

In einem „Brief an den Erinnerer“, den Füßli eine fingierte Cäcilia schreiben läßt, erörtert er wieder den Kleiderluxus. Cäcilia entleert ihr Herz über die Geseze, welche es den Frauenzimmern unmöglich machen, ihre schönsten Juwelen, Uhren, Stoffe u. s. w. zu tragen. „Ich habe eine ganze Garnitur mit Krystall besetzt, die mir mein Vetter aus der Fremde mitgebracht hat. Es ist in der That was Prächtiges und ich wüßte nicht, was eine Tochter von Stande mehr zieren könnte, als eine solche glänzende Garnitur. Aber ach! die darf ich jetzt niemals hervorheben. — Von den gesäumten doppelten Manschetten, von der durchbrochenen Arbeit mag ich gar nicht reden. Es war doch ein ehrenfestes Tragen um doppelgenähte Manschetten. Meine Base hat vor einigen Jahren von ihrem Bräutigam ein Paar zum Geschenk bekommen, die über 120 Gulden gekostet haben. Ich habe mich wahrlich schon recht von Herzen gefreut, daß ich das auch einmal würde zu erwarten haben. Aber ach, nun ist meine Hoffnung dahin.“ w.

*) 22. Stück des 1. Jahrgangs. Das Stück ist selbstverständlich kein eigentliches Register, sondern eine alphabetische Anführung einer Anzahl ethischer Begriffe oder Definitionen, die in den vorhergehenden Stücken behandelt oder mitgeteilt werden.

†) 1. Jahrgang, 16. Stück.

††) 2. Jahrgang, 27. Stück.

†††) 2. Jahrgang, 41. Stück.

In dem ersten Heft des „Erinnerer“ vom Jahre 1767 veröffentlicht Füssli eine „Weissagung für seine Vaterstadt“. Wenige verderbte Menschen werden im Laufe dieses Jahres gut, wenige Narren klug, wenige Stolze demütig, wenige Arme reich, hingegen viele Gute schlimm, viele Weise thöricht, viele Demütige stolz, viele Reiche arm werden.“ — „Einige falsche Münze, die notabene als solche erkannt wird, wird dennoch als gut ausgegeben und hernach nicht wieder angenommen werden.“ — „Ein gewisser Handwerker wird sich bereben, es sei nicht unrecht, für das gemeine Wesen zweimal so teuer zu arbeiten, als für einen gemeinen Bürger.“ — „Einige kluge Väter werden im Laufe dieses Jahres einige male mit Nachdruck die Warnung an ihre Söhne wiederholen, sie sollten lieber alles werden, nur keine Patrioten.“ — „Frau Savoirvivre wird ihrem 15jährigen Töchterchen folgende Lehren geben: „Laß mich dich nicht mehr mit dem Halstuch, noch viel weniger aber ohne die weißen Handschuhe zu Hause erblicken. Du bist keine Näherin. Ich will auch nicht, daß Du jemals in die Küche gehst. Wir haben ja Magd und Mamsell. Trage auch bei schlechtem Wetter keine andern als weiße Schuhe. Familientöchter müssen sich immer von gemeinen Bürgerinnen unterscheiden. Mache dich mit keinem Menschen gemein, als mit Vornehmen. Vornehme müssen zusammenhalten.“ — Die Zahl der kleinen und großen Verleumdungen, prophezeit Füssli weiterhin, werden — nach dem Maßstab von 146,000 Bistiten berechnet, welche die elftausend Einwohner Zürichs sich jährlich abstatten — in diesem Jahr sich auf 430,000 belaufen.

Mit der Schärfe der Artikel nahm auch die Erbitterung der „Gesellschaft“ gegen den „Erinnerer“ zu, bis er schließlich unterdrückt wurde. Man muß sich darüber weniger wundern, als daß die Censur solche Aufsätze hatte passieren lassen. Es mußte doch wohl selbst den Regenten die darin mit so jugendlicher Begeisterung sich Luft machende Wahrheitsliebe imponiert haben. Daß es Wahrheiten gewesen sind, bemerkt sein Biograph, daß Füssli nur wirklich vorhandene Übel gerügt hat, ist nicht nur außer Zweifel, sondern der „Erinnerer“ erscheint uns in dieser Beziehung sogar als ein merkwürdiger Spiegel jener Zeit. Und das Ergebnis seines Kampfes war gewiß nicht unbedeutend; wenn auch die gründliche Umgestaltung erst durch die helvetische Revolution bewirkt wurde, die selbst die Reichsten zu einfacherem Lebenswandel zwang, so darf immerhin dem „Erinnerer“ der Anfang des Übergangs zu bessern Sitten verdankt werden. Und so viel ist sicher, daß dieses Auftreten dem jungen Mann seine Stellung und seinen Ruf als Politiker fest begründete.

Sehr bedeutsam für das schweizerische Kulturleben und für schweizerischen Patriotismus war die Gründung der helvetischen Gesellschaft in Schinznach 1761. Füssli wurde im Jahr 1765 ihr Mitglied. Diese Gesellschaft suchte mit allen Kräften auf die Hebung der jüngern Generationen einzuwirken. Unter anderm erschien ihr dazu als ein heiljames Mittel die Pflege des Volksliedes. So verdankt man ihr die Veröffentlichung von Lavaters Schweizerliedern.⁹⁾ Die Gesellschaft war darüber hoch erfreut und ließ dem Verfasser durch unsern Füssli ihren warmen Dank aussprechen. Dieser schrieb denn auch an Lavater ganz im Geiste seiner Auftraggeber: „Zu einer Zeit, wo uns der Patriotismus unserer eigenen Väter ungeheuer und fabelhaft dünkt, wo männliche Tugend und bescheidener Ernst sich unter die Unverschämtheit einer weit und breit gereiften Jugend schmiegen, und wo das äußerst feine Gift der Briefe der Dragonerin Montague sich in die Denkart unseres schweizerischen Frauenzimmers gemischt hat, war ein Gegengift unumgänglich nötig, dessen Wirkung so tief als die Wunde eindringen würde. Und was konnte dieses besser thun als Nationallieder. Dies ist die wahre untrügliche Art, große Wahrheiten ungestraft vom

Himmel unter die Menschen herabzubringen. Auch sind Ihre Gesänge, liebster Freund, schöne Wiegenlieder für die unversöhnlichsten Feinde der Freiheit und Tugend. Auf diese Art merken sie es nicht, wie ihr Reich ganz anmutig und sachte den Weg alles Fleisches geht," u. s. w.

Die Gesellschaft richtete ihr Augenmerk dann auch auf eine gründliche Bearbeitung der Schweizergeschichte und veranstaltete in ihrer Mitte historische Vorlesungen, an denen auch Füßli sich lebhaft beteiligte. Überhaupt nahm er an den Sitzungen teil, so oft es seine Zeit erlaubte. Er schreibt darüber 1768: „Ich zähle die 4—5 Tage, welche ich jährlich in Schinznach feire, unter die schönsten im Jahre. Eine Auswahl von 30—40 Helvetiern, meistens gute, redliche Leute und darunter etliche der besten Köpfe unserer Zeit, etliche der heldenmütigsten Seelen dieses Jahrhunderts drängen sich umeinander her und fordern gegenseitig Freundschaft. Greise Magistrate und Geistliche legen ihre Würden und ihr Unterscheidungszeichen auf eine anständige Weise von sich und sind Eidgenossen, sind Brüder.¹⁰⁾

Mit vielen dieser Gesinnungsgenossen stand Füßli in Briefwechsel. Am regelmässigsten mit Chorberrn H. H. Meyer von Bischofszell. Sie besprachen sich über Gegenstände von allgemeinem Interesse, Staat, Gesetzgebung u. s. w. Der Biograph teilt aus Füßlis Briefen einige hübsche Aphorismen mit.

„Es ist keine Festigkeit im Staat möglich, wenn die Gesetze nicht buchstäblich befolgt werden. Ausnahmen könnten freilich in einzelnen Fällen stattfinden, wenn Richter und Parteien Engel wären. Allein so wie die Menschen sind, gewesen sind und bleiben werden, öffnen die Ausnahmen der Sophisterei, dem Laster, der Tyrannei Thür und Thor. Sie rauben den Staaten den Geist ihrer Verfassung, sie sind die Quellen alles politischen Übels.“

„Die freieste Nation in der Welt, die Britten, schonen lieber einen offenbaren Verbrecher, als sie ihn strafen wollen, wenn kein ausdrückliches Gesetz wider ihn ist.“

„Die Bürgerpflichten sind ungleich schwerer zu erfüllen, als die Menschenpflichten. Es ist an und für sich so süß z. B. gutherzig, mildthätig, veröhnlich zu sein, daß diese Pflichten keine große Verleugnung und noch weniger weitläufige Raisonnements erfordern, außer in seltenen Fällen. Aber wenn der Bürger Eltern-, Bruder-, Freundschaftspflichten erfüllt hat, so ist er lange nicht fertig, er muß vielmehr diese Pflichten um Höherer willen verletzen; er muß einen Freund um seines Eides willen von seiner Stelle stoßen, wenn ein anderer seiner Mitbürger eine menschliche Schwachheit weniger hat.“

„Die Methode des weisen Sokrates ist und bleibt die beste, die den Gegner nötigt, sich selbst zu überzeugen und ihm die vermeinte Schande erspart, sich überzeugen zu lassen.“

„Wenn ein Schriftsteller angegriffen wird (wegen ausgesprochener Wahrheit), so ist es des Pöbels Mode immer, der Anklage mehr Gehör zu geben, als der Entschuldigung. Denn der Pöbel macht einen Schluß nach Pöbelart: wer angegriffen wird, das ist der Schwächere; als wenn kein Bube einen Stein nach einem Hannibal werfen könnte.“

„Ich halte für das Beste, wenn philosophische Köpfe im Zimmer platonische Systeme schreiben und dieselben (nämlich wenn es sich um die praktische Anwendung handle, meint Füßli) durch ehrliche Weltleute einschränken lassen.“

„Ich bin gerne von Leuten gelobt, von denen ich weiß, daß sie redlich genug sind, mich allenfalls zu tadeln.“

Der junge Füßli war bald mit Arbeit überhäuft, besonders als er 1769 in die Buchhandlung

seiner Brüder eintreten mußte. Der Eine derselben war in seiner Privatökonomie zurückgekommen, und Füssli übernahm seinen Anteil an der Societät, um der Familie zu helfen. Mit welchen Gefühlen, zeigt ein Brief aus jener Zeit, in welchem er klagt, „daß er sich in Geschäfte verwickelt sehe, die ihm Gesundheit und Ruhe des Lebens rauben, ihn zu edlen Arbeiten untüchtig machten und ihn in Verwirrung gestürzt hatten.“ Indessen arbeitete er sich bald in diese neue Thätigkeit hinein und fand überdem Hülfe dadurch, daß mehrere Buchhandlungen sich mit der seinigen zu der nachmals so bedeutsamen Firma Drell, Gefner, Füssli & Cie. vereinigten.

Als nicht angenommenen Brautwerber haben wir unsern Füssli oben verlassen, jetzt treffen wir ihn verheiratet. Um die Zukünftige näher kennen zu lernen, hatte er schriftlich bei ihr angefragt, ob sie Besuche von ihm annehmen würde. Ein derartiger Brief steht im „Erinnerer“. Geheime Korrespondenz, bemerkt sein Biograph, druckt man sonst nicht ab; allein bei seiner Eigentümlichkeit kostete dies Füssli wenig Überwindung, sobald er glaubte, damit etwas Nützliches zu thun.

Er erklärt seiner „Verehrungswürdigen“, daß er viel Nühmliches von ihr gehört, ihre erhabenen und geistvollen Gesichtszüge drücken so viel aus, daß er sich in seinen Vorstellungen über sie gewiß nicht täusche; er glaube, daß das Besondere in ihrem Charakter zu dem Besondern des Seinigen so sehr passe, daß sie sich zusammenschicken würden; er wünsche also mit ihr in die engste Verbindung zu treten, halte es aber für seine Pflicht, ihr vor allen Dingen seinen Charakter, seine Lebensart und seine äußern Umstände aufrichtig zu schildern, um vorläufig zu wissen, ob ihr die persönliche Bekanntschaft wünschenswert erscheine. „Ich bin ein junger Mensch von ungefähr 20 Jahren, nicht von den schönen Jünglingen, die durch ihren bloßen Anblick die Augen herumsehender Mädchen fest halten oder anziehen können, aber auch nicht von denen, die man lange anzusehen sich Gewalt anthun muß. Meine Physiognomie scheint einigen etwas Angenehmes und Liebreiches, andern etwas Strenges und ernsthaft Melancholisches zu haben. Beide scheinen mir nicht sehr zu irren. Übrigens habe ich keine Leibesfehler. Ich bin von gesunder, jedoch nicht von starker Natur, d. h. ich bin gesund, wenn ich ordentlich lebe. Ich bin kein Philosoph und kein Gelehrter, doch habe ich guten und natürlichen Verstand, ein bißchen Wiß, sehr viel Einbildungskraft und Lebhaftigkeit und doch bei dem allem einen merklichen Hang zur Melancholie, der aber durch meine häufigen Geschäfte und Zerstreuungen erstickt wird. Ich bin sehr empfindlich. Sinnliche Vergnügung macht einen starken Eindruck auf mich, doch mein determinierter Geschmack für die Vergnügung des Geistes mäßigt meine Sinnlichkeit und hält sie in den gehörigen Schranken. Meine stärkste Leidenschaft ist der Zorn. Doch glaube ich ein recht gutes Gemüt zu haben, deswegen kann ich selten über eine Minute böse sein. Ich bin zur Freundschaft und Zärtlichkeit geschaffen. Auch diejenigen meiner Freunde, die sich am meisten über meine Fehler beklagen, müssen doch gestehen, daß ich in meiner Freundschaft nicht zärtlicher und zu ihrem Vergnügen nicht geschäftiger sein könnte. Ich studiere ziemlich fleißig und finde Geschmack an allen nützlichen und angenehmen Wissenschaften. Lebensart (sowie dies Wort heutzutage von den jungen Pariserherrs gebrauch wird) habe ich wenig und bestrebe mich auch nicht, viel zu haben. Ich bin zufrieden, wenn ich so viel habe, daß mein Umgang niemand beschwerlich, niemand unerträglich ist. Ich bin zu steif zu der modischen Lebenskunst; ich bin überhaupt den leeren, geist- und herzlosen Tändeleien von Herzen gram. Meine Füße sind auf keinem Tanzboden gewesen, und meine Finger sind

X } nicht gewohnt, mit dem Fächer eines Frauenzimmers zu spielen. Am allerwenigsten bin ich ein Anbeter von den kleinen blöden Einfällchen eines affektierten Dämchens, wie die sind, die sich etwa auf unsern Spaziergängen in lockendem Putze unsern lüsternen Jünglingen feil bieten. Ich kenne auch keine Karten, nur nicht den Namen nach, und ich weiß mich nicht zu erinnern, einen Abend in einer Gesellschaft zugebracht zu haben, wo gespielt worden. Ich bin bisweilen ein wenig verdrießlich, ohne zu wissen, warum. Aber diese Verdrießlichkeit weicht einem einzigen freundschaftlichen Blick. Ich habe ziemlich viele Freunde, alle meine Gesellschaften bestehen aus Freunden.“

„Etwas muß ich Ihnen sagen, daß ich das Unglück habe, mißkannt zu sein. Man sieht mich entweder für besser, aber die meisten für schlimmer an, als ich bin. Ich habe schon durch viele scharfe Verleumdungen gehen müssen. Leute, die nicht mit mir umgehen, denken größtenteils nicht zum besten von mir. Es kann nicht anders sein, die nachteiligen Vorurteile, die man gegen mich hat, müssen Ihnen auch zu Ohren gekommen sein; ich würde dafür erschrecken, wenn ich nicht hoffte, bald einmal das Vergnügen zu haben, persönlich mit Ihnen umzugehen und Sie dadurch von der Unbegründetheit derselben vollkommen zu überzeugen. Ich verstelle mich nicht, man sehe es mir an. Man sieht gerade, was ich bin. Ich bin in dem ersten Augenblick, da ich mit jemand, von dessen Güte ich überzeugt bin, umgehe, so wie ich in vielen Jahren gegen ihn bin. Ich bin bis zur Unvorsichtigkeit offen in Sachen, die mich betreffen, und in den Angelegenheiten meiner Freunde sehr verschwiegen. Ich bin ziemlich geschäftig, ein bißchen unordentlich, für ein Alltagsfrauenzimmer unerträglich nonchalant. Mein Umgang ist nicht selten aufgeweckt, doch bin ich in Hausgeschichten der Stadt ziemlich unbewandert. Was mein Vermögen betrifft, so kann ich Ihnen nicht sagen, wie groß es ist, denn gottlob meine Eltern leben noch. Soviel aber kann ich Ihnen sagen, daß es nicht weniger als mittelmäßig sein wird. Ich bin ungefähr von Ihrem Stand. Ich bin sparsam, aber nichts weniger als karg. Wohlthun ist meine Freude. Jede entbehrliche Ausgabe reut mich von Herzen, aber jede notwendige und nützliche geht ohne Ängstlichkeit aus meinen Händen. Ich gebe lieber meine Thaler zu einem nützlichen Zweck aus, als einen Heller ohne Absicht und Nutzen. Ich bin ein Todfeind aller Verschwendung und Üppigkeit. Ich liebe die Einfachheit in den Möbeln und in der Kleidung. Ich möchte es Ihnen nur gar nicht verhehlen, oder Sie und Ihre Achtung etwa durch Verschweigung irgend einer meiner Gefinnungen erschleichen, wenn Sie ihr Herz auf eine goldene Uhr setzen und eine weiße Moiré für ein großes Glück halten könnten, so wären Sie gewiß vor meiner Liebe sicher. Ich sage Ihnen vorher, galante Freuden wird Ihnen eine Verbindung mit mir nicht verschaffen, aber wie ich hoffe und alles dazu beitragen will, wahre, dauerhafte Freuden, die keine Nachreue begleiten und kein Zufall uns rauben wird. An Freuden der Zärtlichkeit, der Freundschaft und eines heitern geselligen Lebens soll es Ihnen gewiß keinen Tag und, so viel an mir liegt, keine Stunde fehlen. Herzen, die sich und die Tugend lieben, die die Natur mit einem unschuldigen und das Elend mit einem hüßelächelnden Auge ansehen sollten, die nicht Freude genug zusammenbringen können und sollten Sie nicht groß genug denken, die rauschenden, aber seelenlosen Freuden der prächtigen Welt diesen edleren Vorfreuden des zukünftigen Lebens aufzuopfern? Gehen Sie aber vor allem aus mit Ihren teuersten Eltern darüber zu Rat, haben diese nichts dawider, daß Sie sich mit einem solchen Menschen bekannt machen, so werde ich es schon inne werden. Sie haben dann noch immer freie Hand, und ich bin weit entfernt, mich Ihnen aufzudringen.“ zc.

Ob dieser Brief wirklich als Einleitung zum Verlöbniß gedient hat oder nicht, genug, Füssli erhielt die Hand der Umworbenen. Am 20. August 1765 führte er, 20 Jahre alt, seine Braut Maria Barbara Schultheß aus dem Hause zur Limmatburg vor den Altar. Seine Ehe war glücklich und mit zahlreichen Kindern gesegnet. Ein freundliches Familienleben entwickelte sich, und sein Haus erwarb sich den Ruf liebenswürdigster Gastlichkeit. Daß es dabei freilich nicht ohne Absonderlichkeiten zugeing, läßt sich bei einem so originellen Charakter erwarten. Als seine Frau der ersten Niederkunft entgegenjah, ließ er sich mit einem befreundeten Arzt in Bern in eine weitläufige Korrespondenz über die Behandlung Neugeborner ein. Nach erfolgter Geburt hielt er sich streng an die empfohlenen Grundsätze, die mit Zürchergebrauch gar nicht in Einklang standen. Die Wöchnerin sollte, so lautete die Vorschrift, in den ersten Wochen keine Visiten annehmen, das Kind sollte man nicht durch Wiegen zum Schlafen bringen, es nicht fest einwickeln, dagegen tüchtig waschen und dergl. m. Durch diese Neuerungen in seinem Haushalte zog er sich Anfechtung von außen zu, indem die Behandlung des Kindes das Mißfallen der „Weiber beiderlei Geschlechtes“, wie Füssli sich ausdrückt, im höchsten Grade erregte. Leichtfertige Mäuler streuten sogar aus, Füssli wolle sein Kind systematisch töten. Er gab die Antwort im „Erinnerer“ durch ein paar „Wünsche“ Der „Erinnerer“ wünscht denjenigen Kleinstädtern der großen Hauptstadt Zürich Menschenverstand, welche den Vater ohne anders für einen Kindesverderber erklären, der sein Kind weder durch Wickelbänder gefesselt, noch durch Wiegen betäubt, noch durch Mandelöl verstopft, sondern in derjenigen Freiheit haben will, die einem Bürger von Zürich auch in seinen Windeln anständig ist.“ — Der Erinnerer wünscht, sie möchten ohne Beweis einsehen, daß ein Kind, welches in einer Wiege, und ein anderes, welches in einem geflochtenen Bett liegt, einander bei der heiligen Taufe so vollkommen gleich sehen, daß es sich nicht der Mühe lohnt, demselben wie einem frischangekommenen Wundertier mit offenen Mäulern und gespannten Augenbraunen entgegenzulaufen.“ Diese Episode, so geringfügig sie zu sein scheint, kennzeichnet das Niveau, auf dem sich ein Teil der damaligen Gesellschaft bewegte.

Trotz aller Begabung, die Füssli zur Arbeit besaß, ging die Anstrengung, die er sich zumutete, über die Grenzen hinaus, die seine Konstitution ihm gezogen hatte. Er litt häufig an Schwindelanfällen und fühlte sich in den Augen angegriffen. Doch spürte er vortreffliche Wirkungen von den Waschungen mit kaltem Wasser, einem damals noch wenig angewendeten Stärkungsmittel, und von Zeit zu Zeit sah er die Notwendigkeit ein, sich auf einer Reise zu erholen. Und er schreibt von einer solchen nach Hause, wie behaglich er sich fühle: „Das macht der über alles herrliche Müßiggang, wenn er wohlverstanden in Ehren gefeiert wird und nicht zu lange dauert“.

Trotz „Erinnerer,“ Buchhandlung und andern Geschäften hatte Füssli nie aufgehört, seine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen. Seine Quellenstudien berechtigten ihn als Lehrer und Schriftsteller in Geschichte und Politik aufzutreten. In der That wurde er 1775 vom kleinen Räte beinahe einhellig als Nachfolger an das Professorat Bodmers berufen. In der Antrittsrede bringt er seinem Lehrer die verdiente Huldigung, als dem Beförderer der vaterländischen Litteratur, dar. Er begründete sein Lob durch einen Rückblick auf die verfloffenen Jahrhunderte. Das Licht des gesunden Denkens, welches die Reformatoren gebracht, habe man nur eine Zeit lang extragen, um nachher in die alte Nacht zurückzusinken.

Man lese die Geschichte unserer Glaubens- und Sittenverbesserung und die Schriften der gesetzgeberischen Köpfe, welche solche bewirkt haben, man wird über den philosophischen Haß gegen allen Menschentand, die demosthenische Begeisterung gegen alle Fesseln kirchlicher und bürgerlicher Freiheit, über den altchristlichen Geist und klassischen Ausdruck erstaunen, der in allen Produkten von ihren Schriftauslegungen an bis auf die geringste Polizeiverordnung herrscht. . . . Aber schon die nächsten Schüler der Reformatoren traten wohl in den Eifer, aber selten in den lichtvollen Pfad ihrer Meister, und die zweiten Nachkommen jener Stifter der Reformation werden bereits wieder ihre „Verderber“. Es folgte bei uns auf das apostolische sechzehnte Jahrhundert das theologische siebzehnte, ein zumal von seiner letzten Hälfte an zänkisches, gehässiges Zeitalter, von einheimischen Zwistigkeiten und ausländischen Schulfehden zu einem Ungeheuer aufgehäuft, dessen Gift und Unrat wechselweise Kirche und Staat besleckte. Die Philosophie war ein elendes Wortgezänk, geschickt, das Gedächtnis zu üben, mittlerweile es den Verstand zu Boden ritt; die Politik hielt die Sittenlehre für eine gefährliche neumodische Nachbarin; die Diener Christi warfen den Kern seiner Religion auf die Gasse und bissen sich die Zähne an den Schalen stumpf. Die schönen Wissenschaften trugen eben dieses Gepräg; niemand ließ sich's nur träumen, daß aus den Werken der Alten andere als Wortkenntnis zu schöpfen sei; nur hie und da mißbrauchte sie ein politischer Redner und verbrämte mit ihrem Gold seinen Lumpenkittel. Die Dichterkunft war ein Bettelorden und der höchste Punkt ihrer Begeisterung das Beilager eines hochadeligen Brautpaars, die Geburt eines jungen Staatsmannes, die Ankunft eines Elephanten oder Kometen. Nun kommt der Redner auf die neuen Lichtanfänge zu sprechen, erwähnt die Heidegger, Scheuchzer, Gesner und Haller, sagt, daß wir den Pascal, Montaigne, Boileau und Molière soviel zu danken haben, als ihre eigenen Mitbürger. In die Fußstapfen der drei großen Theologen Turretin, Osterwald und Werenfels trat der vortreffliche Zimmermann. Endlich erschienen die mit ausnehmenden Geisteskräften begabten Bodmer und Breitinger, welche vor allem lehrten, daß Wissen ohne praktischen Einfluß auf die Sitten verächtlicher Flitter sei und die reifen Köpfe geradezu, die schwächern über die Gefilde der schönen Wissenschaften der Wolfischen Philosophie zuführten, die damals den Menschenverstand der Deutschen zu restaurieren anfangen zu.

Der Redner geht sodann über zur Entwicklung des Planes, dem er selbst als Geschichtslehrer zu folgen gedenke. „Die Geschichte soll nicht nur die reife Frucht, sondern auch das Samenkorn der Begebenheit, nicht nur das Getümmel der Schlachten und den lauten Buchstaben, die öffentliche Verträge schildern, sondern auch die Privatgrundsätze und Leidenschaften der Feldherrn und Staatsunterhändler zu erforschen suchen u.“ Seine Staatslehre baut Füssli auf jene gerade, einfache Politik (zu der in unsern Zeiten Bismarck sich zu bekennen erklärte), welche ihre feinsten Kunstgriffe in der Rechtlichkeit sucht, „aber von der Unverschämtheit sich nicht mißbrauchen läßt“.

Dann richtet er sich an die Studierenden, denen er vor allem Licht, Ordnung und Fleiß ans Herz legt. Fleiß, unablässiger Fleiß, meine Freunde! sei euer unzertrennlicher Gefährte auf der Bahn der Wissenschaft. Zwar ist nicht jede schwere Kenntnis auch eine nützliche Kenntnis, aber umgekehrt ist es ewig gewiß: daß wichtige Kenntnis sich nicht im Traum erhaschen läßt, daß sie sich am liebsten bei dem stillen Schein der Nachtlampe oder unter dem Flimmern der Morgenröte ihren Lieblingen darstellt, daß sie früher als der Hahnenschrei erwacht und den eifrigen Freund mit ihren besten Geheimnissen lohnt, wenn er ihr morgens oder nachts eine Stunde zum Opfer bringt, wo sonst der Leib sich in Trägheit

wälzt, ohne daß der Geist ruhen kann. — Daß doch keiner unter Euch in Trägheit und Müßiggang verloren gehe, daß doch keiner bei dem Halbwissen dessen stehen bleibe, was ein rechtschaffener Mann ganz wissen soll u. s. w.“

Indem er sich endlich über die Grundsätze ausspricht, nach denen er die bürgerlichen Verhältnisse beurteile, mahnt er sie zur Achtung des Altertümlichen, aber nicht solches Alten, das der Veränderung bedürfe und weist hin auf die Erbärmlichkeit des Geschreis gegen alle Neuerungen, dieses Morgen- und Abendsiegens der Unwissenheit.

Seine Vorträge hatten großen Erfolg und zwar auch im weitem Publikum; was immer er aussprach, war sein heiliger Ernst, und er ging seinen Schülern in allem mit eigenem Beispiel voran. Wie vieles hatte er, sagt sein Biograph „bei dem stillen Schein der Lampe“ in tiefer Nacht gesammelt und bei „dem Flimmern der Morgenröte“ wie strebte er seine Wissenschaft ganz zu erfassen! Den besten Beweis seines erstaunlichen Fleißes liefert die Sammlung seiner Manuskripte, die sich auf der Zürcher Stadtbibliothek befindet. Sie umfaßt über 200 Bände und enthält bedeutende Materialien zur Geschichte der zürcherischen Gesetzgebung. Er schreibt 1785 an Johannes Müller: „Meine Sammlungen zur Geschichte zürcherischer Gesetzgebung sind nun bald zu Ende. Die systematische Buchung und dann die Analyse derselben wird mich nun ein paar Jahre, ich weiß es gewiß, angenehm, vielleicht einst für meinen Staat nützlich beschäftigen. Die Kopiaturs davon kostet mich 100 Louisdors. Dafür gehe ich jahraus, jahrein zu Fuße, lasse meine Kleider kehren und meine Schuhe flicken.“ Daß er eine ganze Leibwache von Kopisten in seinem Dienst haben mußte, steht außer Zweifel; vom Staat erhielt er keine Unterstützung. Allein der junge Mann, der keinen Pfennig unnütz ausgab, nahm keinen Anstoß daran, für wissenschaftliche Zwecke große Summen zu opfern.

Von den Vorlesungen und Abhandlungen, die aus dieser Zeit stammen, wollen wir hier einige erwähnen, um zu zeigen, welche Gegenstände er mit Vorliebe behandelte. Die Bedeutendste derselben ist wohl die über die „burgundischen Kriege und ihre Folgen“; weiterhin behandelte er den „Schwabenkrieg“, den „Richtebrief der Stadt Zürich“ u. s. w.

Er verfaßt auch einen „bürgerlichen Roman“, dessen Held ein Muster von Handwerker ist. Er steigt durch seine Tüchtigkeit mehr und mehr im Ansehen seiner Mitbürger, wird schließlich Zunftmeister, vereinigt einen Kreis junger Leute um sich und bildet sie, „da an den Vätern nichts mehr zu erziehen ist“, zu nützlichen Gliedern des Staates. Bei dieser Gelegenheit äußert er sich über den Innungszwang und bezeichnet es als einen Auswuchs desselben: „wenn ein Handwerk sich vermehre, eigenmächtige Preise zu setzen, wenn die Innungen so von einander gesondert seien, daß der Maurer kein Brett annageln, der Zimmermann keinen Stein zurechtlegen dürfe und man um einer Kleinigkeit willen in drei bis vier verschiedene Werkstätten schicken müsse, die Arbeit eines Tages öfter ganze Monate nicht zur Stelle bringen könne“ u. Daß es Mut brauchte, damals in dieser Weise gegen den Geist der Zünftigkeit aufzutreten, liegt auf der Hand.

Und nicht minder Mut erforderte es, wenn er in einer Vorlesung über die Ehe einen Teil der protestantischen Geistlichkeit angriff. Er rügt scharf, daß manche Geistliche sich verheiraten, ohne zu wissen, wie sie ihre Familie ernähren wollten, ja, daß sogar von Studenten leichtsinnige Ehen geschlossen werden,

XIX

so daß es dann ihren Zunft Herren überlassen bleibt, ihnen eine Versorgung, d. h. eine Pfarrei zu verschaffen. Er wirft ihnen die Beschränktheit ihres Wissens vor. „Man wird euch dieses Monopolium auch lassen, so lange es noch zu vermeiden ist. Aber stellt euch einmal vor, daß die Aufklärung unter den Laien immer mehr Fuß faßt, wie denn solches unsere neuen trefflichen Schulanstalten zu bezwecken scheinen und ihr beständig an der engen Sphäre des alten Schlandrians allgenugsam kleben bleibt, so wird euch in wenig Jahren kein Kind mehr glauben, daß Geistliche und Gelehrte Synonyma seien. Und kurz alles, was Privatinformation heißt, vielleicht auch am Ende die öffentliche, wird aus eueren Händen genommen und in weltliche gelegt werden“ u. s. f.

Man würde erwarten, daß ein so begabter und fleißiger Kopf auch als Schriftsteller produktiv gewesen wäre und namentlich eine umfassende Geschichte der Schweiz geschaffen hätte. In der That trug er sich eine Zeit lang mit dem Gedanken, gemeinsam mit seinem Freunde Müller eine solche zu schreiben. Allein die Sache zerfiel, und zwar wohl hauptsächlich darum, weil es Füßli widerstrebte mit der Censur in neue Konflikte zu geraten. Wie sehr unter dieser auch die Geschichtswissenschaft zu leiden hatte, davon konnte Johannes Müller erzählen, welchem das censorische Elend einmal die Klage auspreßt: „Ich fange an zu glauben, die Sklaverei in der Schweiz sei zu groß, als daß man über die Erhaltung der Freiheit schreiben dürfte.“

So beschränkte sich Füßli auf kleinere Abhandlungen, die wegen ihres lebendigen und doch einfachen Stils großen Beifall fanden. Es sei noch erwähnt, daß Füßli auch „Die Lebensgeschichte und das Tagebuch des armen Mannes in Toggenburg“ herausgab, dessen Manuscript er von einem Freunde erhalten hatte. Er suchte den armen Bauer auch persönlich in seiner Hütte auf.¹¹⁾ Die Veröffentlichung erregte im Publikum große Freude.

Vom Jahre 1783 an gab Füßli eine Zeitschrift „schweizerisches Museum“ heraus. Über ihren Zweck erklärt er sich in der Vorrede: „Sie soll in Prosa und Versen lauter Aufsätze enthalten, welche entweder Schweizer zu Verfassern haben, um dadurch die Stufe unserer Kultur in verschiedenen Sprachen zu bezeichnen, oder welche die Schweiz angehen; die letztern mögen nun von einheimischen oder ausländischen Schriftstellern herrühren, um damit die Kenntniss aller wissenschaftlichen Dinge, die das Vaterland angehen, immer mehr auszubreiten und die Liebe seiner Kinder für dasselbe wo möglich noch inniger und fester zu gründen.“

Wir wollen zur Kennzeichnung dieser auch heute noch beachtenswerten Zeitschrift aus ihrem reichen Inhalt einige Themate anführen: „Über die Staatsverfassung der Stadt und Republik Bern“ von A. L. von Wattenwyl; „Die Schlacht bei Näfels“ von Heer; „Etwas über den sittlichen und häuslichen Zustand der Einwohner des Grindelwaldthales“ von Höpfner; „Geschichte des Klosters Churwalden“ von Lehmann; „Der Genfersee“ von Matthison; „Schilderung der Aussicht auf einem Arm des Berninagletschers“ von Tscharner; „Lied einer jungen Mutter“ von Friederike Brun; „Versuch über die Gymnastik der Schweizer“ von Balder u. s. w.

Füßli selbst lieferte Aufsätze in die Zeitschrift, unter anderm eine Biographie Bodmers, die er leider nicht vollendete. Sein Freund Johannes Müller schrieb ihm darüber: „Es war herrlich begonnen . . . daß Du gerade so forttrittest, aber in einem eigenen Buch, auf daß nichts Dich zwingt

abzubrechen. Welch eine Chronik unserer ganzen Aufklärung für die Nachwelt! Ich halte diese Arbeit für eine der nützlichsten und allermerkwürdigsten, die sich nur immer schreiben läßt, und ich bitte Dich gar sehr, einen oder zwei ganze Bände ihr zu widmen. Es wird allgemein interessant, für die Schweiz aber ein Werk sein, wie sie noch gar keines hat.“ Daß Füßli die Absicht hatte, die Biographie zu vollenden, und nur durch anderweitige Arbeit davon abgehalten wurde, dafür spricht ein Fragment, das sich in seinem Nachlaß findet. Der Biograph entnimmt demselben folgende merkwürdige Stelle: „Neben allen seinen litterarischen Arbeiten und Bemühungen, würde Bodmer nach der Denkart seines Zeitalters ärger als durch Nichtsthun in den Ruf eines völlig unbrauchbaren und verlorenen Menschen gekommen sein, wenn er nicht 1730 das Professorat der Politik und helvetischen Geschichte erhalten hätte.“ — „Als Nebenpflicht ward ihm von dem Magistrate aufgelegt, die handschriftliche Rhodische Chronik, welche nicht viel besser als ein historisches Gerippe ist, fortzusetzen. Allein er erhielt zu dieser Arbeit außer den eidgenössischen Abschieden keinerlei quellenmäßige Hülfsmittel. Dessen ungeachtet arbeitete er ein Tagebuch der öffentlichen Handlungen in dem Zeitraum von 1700—1712 wirklich aus. Die Herren von der Registratur-Kommission, denen er solches vorlegte, urteilten, daß es zu „raisonniert“ wäre. „Es war übrigens weder das erste, noch das letzte Beispiel, daß der Historiograph einer Republik mehr unter Zwang steht als der, welcher die Thaten eines Königs unter dessen Nachfolgern beschreibt.“ — Füßli spricht noch von anderm Widerwärtigen, das Bodmer als Lehrer von außen her zu bestehen hatte. „Was das Schlimmste war, er fand bei gegebenen Anlässen immer weniger Unterstützung bei seinen Mitprofessoren als bei andern Gönnern und Freunden. Die Herren von der Stift bekümmerten sich wenig um einen Lehrstuhl, der nicht von ihrer Kollatur abhing.“

Im gleichen Jahrgang I behandelte er wieder einmal sein Lieblingsthema, die Ehe. In dem Aufsatz „Über die Auswahl eines Ehegatten“ bezweckte er, vor leichtsinnigen Eheverbindungen zu warnen, die, obgleich so schwer zu lösen, oft mit viel weniger Überlegung geschlossen werden als eine Kaufmanns-societät. Den jungen Männern stellte er behufs Abschreckung das Bild eines bösen Weibes vor; „ein solches verfolgt den Mann auf sein Komptoir oder Kabinet, gerade wenn er in den wichtigsten Geschäften oder Studien begriffen ist, sie weckt ihn aus dem ersten Schlaf auf und droht vor der ganzen Nachbarschaft die Sturmlocke anzuziehen, wenn er nicht über irgend eine verwünschte Grille mit ihr kapituliert.“ Er warnt aber auch gutmütige Mädchen eindringlich vor lockern Burschen, die soeben noch als ruchlose Vögel bekannt waren und nun, auf Heirat ausgehend, die Frommen heucheln. Als Grundbedingung, daß der große Wurf gelinge, gilt ihm die Harmonie der Gemüter, die auf der Übereinstimmung der Sitten und der Charaktere beruhe. Er giebt daher den Heiratslustigen den psychologischen Rat, ihre Seelen zu erforschen.

Im IV. Jahrgang gab Füßli die Briefe von Antistes Bullinger an seinen Sohn, der in Straßburg studierte, heraus. Die kräftigen und praktischen Vorschriften dieses Vaters mögen so recht den pädagogischen Tendenzen Füßlis entsprochen haben. Nur ein Beispiel: „Stand am Morgen früh auf, gweenn Dich halb uß Dir, halb uß Gottes Gnad slyßig zu syn und recht zu thun. — Zug, daß dyne Kleider suber tragist und haltist, ein Mensch und nit ein Schwyn sygest; — denn ich wol an dynen Rasten oder Bruch sehen will, ob Du reinlich und huslich sygest oder nitt,“ zc.

Das Museum erschien von 1793--1796 unter dem Titel „Neues schweizerisches Museum“. Es ist ein Beweis für die Gewandtheit und Ausdauer des Redaktors, daß er so tüchtige Schriftsteller zusammenführen und die Zeitschrift unter mannigfachen Schwierigkeiten so lange erhalten konnte. Mit Recht nennt sein Biograph das schweizerische Museum ein Ehrenmonument von Füssli's Thätigkeit, Wissenschaftlichkeit und liberaler politischer Gesinnung.

Sein wissenschaftlicher Verkehr war sehr mannigfaltig, von besonderer Bedeutung der mit Joh. Müller, dem er mancherlei Material zu seiner Schweizergeschichte lieferte. „Ich bitte Sie,“ schreibt ihm Müller 1771, „werden Sie, wenn ich's Ihnen zu verdienen scheine, mein Freund.“ In der That wird diese Freundschaft bald intim durch einen lebhaften Briefwechsel, in welchem sie ihre Ideen über Geschichtsschreibung, Politik, Pädagogik u. austauschen. Als Müller einmal wegen der Schwierigkeiten, die ihm die Behörden durch Zensur und Vorenthalten der Quellendokumente bereiteten, die Lust verlor, sein Werk zu vollenden, flößte ihm Füssli wieder Mut ein. Auch erkundigte er sich unter der Hand, ob Müller vielleicht Geld brauche. So freute er sich des großen Talents seines Schaffhausener Freundes ohne Neid und Eifersucht. An Bescheidenheit stand ihm Müller übrigens nicht nach; noch 1777 schrieb er ihm: „Ich erwarte die echte Schweizerhistorie von Dir, oder einem andern, der mit Geist und Fleiß sich derselben widme.“

Keines seiner Werke verdient so sehr dieses Zutrauen wie der 1780 erschienene „Johann Waldmann, Bürgermeister der Stadt Zürich“. Die Art seiner Charakteristik mag folgende Stelle belegen. „Waldmann wollte das Gute, soweit seine, das ist die Begriffe des Zeitalters, reichen konnten; aber er wollte es auf einmal, ohne Zubereitung, ohne Nachsicht, und überstürzte darum sein eigenes Werk. Er dachte wohl nicht genug daran, daß auch ein gutartiges, geschweige ein böswilliges Volk den Nutzen neuer Einsichten selten erkennen kann, denn er hatte keine fremde Erfahrung für sich; seine Freunde waren durch langen Umgang, dem Kopf und Herzen nach, auf seinen Ton gestimmt; ehrliche oder feile Konsonanten folgten ihm; seine geistlichen und weltlichen Feinde fanden insgeheim ihre Rechnung bei seiner Ubereilung.“

„Wir werden bald im Verfolg es noch mit mehrerer Gewißheit behaupten können, daß diese letztern nicht ermangelt haben, alte Gebrechen des Verbesserers, die vorsätzlichen und unvorsätzlichen, zu Stadt und Land sein auszuposaunen. Und in der That (denn warum sollten wir die Menschlichkeit unsers Helden unter eine eitle Glorie verbergen) grenzten Waldmanns eigene Fehltritte häufig und allernächst an die Mißbräuche, die er bekämpfen wollte, oder es mischte sich unter seine Staatsreform sichtbare Leidenschaft und vornehmlich eine gute Dosis derjenigen Schwachheiten, welche ungefähren Glücksjöhnen eigen sind. Er zog etliche neue, dunkle Geschlechter unmittelbar aus dem Kot an die Regierung; Leute ohne Kenntniß des Landes, ohne Liebe für der Stadt Geseze, Herkommen und Sitten; ohne eine andere gute Eigenschaft als die Dankbarkeit für ihren Wohlthäter, von dem sie sich blindlings leiten ließen. Seine Würde setzte er so weit aus den Augen, daß er nicht selten mit dem Stadtbedienten Schneevogel, Arm in Arm, über die Straße spazieren ging. Dabei war er prächtig in Kleidern; ein Freund von Schmaus und Gastgeboten. Aber mehr als dieses alles entgästete eine unmäßige Weiberliebe den Sittenrichter im höchsten Grad.“¹²⁾

Durch alle diese Geistesarbeit war nun Füssli aufs beste vorbereitet, ins öffentliche Leben zu treten, und mit seiner Humanität, strengen Rechtlichkeit und äußern Unabhängigkeit wie keiner geeignet, darin eine Rolle zu spielen. Wir berühren diese Seite seiner Wirksamkeit hier ganz kurz. Es war freilich eine ungünstige Epoche für einen freisinnigen Politiker. Füssli trat in den Staatsdienst zu einer Zeit, sagt sein Biograph, als noch die ersten Staaten Europas in der Nacht verdorbener Begriffe und Einrichtungen gefangen lagen, in welche einzelne helle Köpfe noch vergebens Licht zu werfen trachteten, zu einer Zeit, als auch in Zürich geistige Freiheit fast nur Eigentum von Gelehrten war, denen indes der bessere Teil der Bürgerschaft den Willen hatte sich anzuschließen. In den Behörden aber herrschte die unentweglichste Stabilität als Staatsprinzip. Die Regierung stand damals . . . in der Ansicht, daß sie die von den Vorfahren ihr überlieferte Verfassung wie eine heilige und unantastbare Reliquie zu bewahren hätte, und die große Mehrzahl der Regierenden hegte bona fide den Glauben, es sei diese Verfassung auch die beste, überhaupt die ganze öffentliche Einrichtung . . . unübertrefflich oder wenigstens für Zürcherverhältnisse durchaus passend. Auf diesen Standpunkt damaliger . . . Ansichten muß man sich stellen, wenn man die Lage der Dinge im vorigen Jahrhundert (vor der helvetischen Revolution) beurteilen will. Dann wird es jedermann klar, warum selbst die erleuchtetsten, freisinnigsten Männer in den Behörden mit keinen eigentlichen Reformen durchdringen konnten, ja warum sie auf solche von vornherein verzichteten und sich auf die negative Wirksamkeit beschränken mußten, in einzelnen Fällen Schlimmes oder Schlimmeres zu verhindern. Dies ward auch Füsslis Stellung im Staate. Er kämpfte in allen wichtigen Fragen . . . für das Bessere, bald mit bald ohne Erfolg, z. B. gegen das französische Bündnis (1777), gegen die Intervention Frankreichs (1780), in der Steineraffaire (1784) ohne, in der Stäfnergeschichte nur insofern mit Erfolg, als er wenigstens Todesurteile abwenden half.¹³⁾ Man muß eben solche Einwirkungen als eine Last betrachten und nicht den Anspruch erheben, die Ernte selbst zu erleben.

Im Jahre 1777 wurde Füssli von seiner Zunft in den großen Rat gewählt. Man mußte für dieses Amt mindestens das Alter von 30 Jahren haben; daß Füssli schon als 32-jähriger berufen wurde, beweist, in welchem Ansehen er bei seinen Mitbürgern stand. Er galt bald als einer der einflußreichsten Redner, und seine bewährte Arbeitskraft wurde so geschätzt und gesucht, daß er bald mit Ämtern überhäuft war.

Man kann nur bedauern, daß ein so hervorragender Kopf mit Obliegenheiten überlastet wurde, denen jede Mittelmäßigkeit hätte gerecht werden können. So wurde er 1787 zum Fleischschäzer ernannt. Es waren ihrer drei; sie hatten jeden Morgen im Schlachthaus den Preis des Fleisches zu bestimmen, ungesundes Fleisch in das Wasser werfen zu lassen, überhaupt die Verordnungen über den Fleischverkauf zu handhaben. Ihr Honorar bestand darin, daß sie zweimal im Jahre von der Zunft zum Widder und der Schlächter-Korporation ein Stück Kalbfleisch, ein Stück grünes Rindfleisch, ein Pfund Rälbermilken, eine gedörrte Ochsenzunge, einen halbgedörrten Riemen, ein halbgedörrtes Federstück, einen Schübling und einen schweinenen sauren Braten erhielten. Solcher Ämter hatte er noch mehrere. Er schreibt am 1. Juni 1788 an den Freund Joh. Müller (damals im Dienste des Kurfürsten von Mainz): „Das Leben von Euch geheimen Legationsräten in petto und auch wirklich hat doch den großen Vorzug vor dem Leben eines Rats in unsern Republiken, daß Euch nach gewissen Epochen gehäufte Arbeit viele

viele Muße zum Müßiggang oder zu Studien nach Belieben übrig bleibt, da hingegen unsereiner sich von dem täglichen Chaos wenig würdiger und zahlloser nichtswürdiger Geschäfte kaum beim Denken erholen kann.“

Als Obervogt, welche Stelle er als Mitglied des kleinen Rats, dem er seit 1785 angehörte, für Erlenhach und nachher für Horgen bekleidete, hatte er die neuen Pfarrer zu installieren. Er benützte diese Anlässe zu eindringlichen Reden. In einer derselben sagt er: „Sagen Sie den Scheinheiligen unaufhörlich, daß sich selbst vor der Welt und ihren Gelüsten rein zu erhalten der einzige unbesleckte Gottesdienst sei und die Splitterrichter lassen Sie nur recht oft den Balken in ihren Schalksaugen in seiner ganzen ungeheuren Größe erblicken, und der Verleumder vernehme von Ihnen, daß seine von der Hölle angezündete Zunge eine Welt voll Ungerechtigkeit sei.“ Und in einer andern Einjahrede: „Möge es Ihnen gelingen, den Ihnen anvertrauten Seelen jene seltene und doch so schöne Gabe der Zufriedenheit zu geben; beschämen Sie die Faulen von allen Altern und beiden Geschlechtern nur recht oft und heißen Sie sie zur Ameise gehen, die keinen Treiber noch Herrn hat und sich doch zur rechten Stunde einen Vorrat für ihre Hausstage zusammenträgt; machen Sie auf das Glück derjenigen aufmerksam, die in der Stille schaffen, um mit dem Werk ihrer eigenen Hände sich ein bescheidenes Brot in der Ehre der Unabhängigkeit zu erwerben Aber Ihre Frömmigkeit sei niemals mürrisch, sondern vielmehr immer heiter und freundlich. Ein jeder von Euch richte sich lieber selber strenge und andere desto gelinder und überlasse besonders das Urtheil über die Gewissen und die Gedanken dem einzigen Herzenskündiger.“

Mit der Ernennung zum „Obmann gemeiner Stadt-Räbster“, die 1795 durch den großen Rat erfolgte, erreichte Füssli eine hohe Stufe des damaligen Systems. Er widmete sich diesem Beruf, der ihn zum obersten Aufseher über die geistlichen Güter machte, mit dem ganzen, ihm eigenen Pflichtgefühl.

Nachdem Zürich die helvetische Verfassung angenommen hatte, blieb Füssli auf die Stelle des Obmanns beschränkt. Er hatte sich wohl mit seinen Gleichgesinnten von der Notwendigkeit der Reformen und dem Nahen des Sturmes überzeugt; er riet zu vorbeugenden gesetzlichen Maßregeln, fand aber kein Gehör.¹⁴⁾ Selbstverständlich hätte er bei seinen Verdiensten und Talenten als Deputierter in die helvetische gesetzgebende Behörde gewählt werden sollen. Allein im Wahlkorps herrschte blinder Haß gegen alles, was der frühern Regierung angehört hatte, und Füssli wurde von den Ultrademokraten mit den „Oligarchen“ in eine Linie gestellt, obwohl er dem Volke die Annahme der helvetischen Verfassung empfohlen hatte. Man machte es ihm zum Vorwurf, daß er in der Stäfner Affaire nicht mehr bewirkt habe als die Abwendung von Todesurtheilen.

Übrigens konnte er sich ja nur dazu glückwünschen, daß er gerade im Anfang der neuen Ordnung zurückgezogen leben und nicht als Mitglied einer Regierung den Bedrückungen und Räubereien der Franzosen wehrlos zusehen mußte.

Joh. Müller schreibt ihm am 8. Juni 1798 von Wien aus: „Unvergesslicher, treuer alter Freund! Oft habe ich in den Stürmen des Vaterlandes nach Dir mich umgesehen, und über Zürich ist nicht einer ergangen, der mir nicht vorzüglich auch Deinetwegen den schmerzlichsten Eindruck gemacht hätte; Freund seit 27 Jahren, ich gedenke mit Rührung Deiner in allen Zeiten mir bewiesenen Liebe, Deines unwandel-

baren Wiederfinnes, der edlen Reinheit Deiner patriotischen Seele, und nie wirst Du selbst oder in den Deinigen mir weniger nahe sein, nie gleichgültiger werden, als da unsre Herzen in den seligsten Stunden sich zusammen ergossen haben . . . Komm zu mir, bleibe bei mir, bis das Gewitter sich legt, reiß Dich von dem kränkenden Schauspieler los, lebe den Geschichten der glücklichen Väter bei mir“ zc.

Sein Privatleben wurde durch die politischen Gärungen nicht gestört. Er besuchte die historische Gesellschaft, verfaßte der Gesellschaft der Böcke ein „Rituale“ für die Aufnahme neuer Mitglieder, ist Mitglied der Zürcherischen gemeinnützigen Gesellschaft, die sich hauptsächlich für Verbreitung guter Schriften interessierte. Die Buchhandlung gelangte durch seine Thätigkeit und seinen Ruf zu hohem Ansehen, so daß ihr von vielen schweizerischen und ausländischen Autoren Manuskripte zum Verlag angeboten wurden. Von Füßli's Kritik hing die Aufnahme ab. Eine wie großartige buchhändlerische Thätigkeit Füßli entfaltete, kann man ermessen, wenn man das Verzeichnis der Werke durchliest, die von 1775—98 von seiner Societät verlegt wurden. Bei der Aufnahme der Manuskripte waltete keinerlei politische Parteilichkeit, jedes freie, unabhängige Denken war ihm willkommen. Er hatte außerdem infolge seiner ausgebreiteten persönlichen Verbindungen eine gewaltige Korrespondenz zu besorgen; der Biograph erklärt, er habe, als ihm die vielen tausende von Briefen zu Hand gekommen seien, unwillkürlich ausgerufen: „Herr halt ein mit Deinem Segen!“

Sein glückliches Familienleben gewann einen besondern Zauber durch die Tafelrunde, an welcher häufige Besuche geistreicher Freunde erschienen, wie denn nicht selten auch Gäste in seinem Hause logierten. Aus diesem geselligen Leben erzählt der Biograph ein kennzeichnendes Geschichtchen. 1783 hielten sich Musikdirektor Schwindel und die Sängerin Silberbauer kurze Zeit in Zürich auf und waren an Füßli empfohlen. Eine seiner Töchter wünschte bei der Sängerin einige Stunden zu nehmen, und er hielt es für das Beste, wenn diese in seinem Hause logiere. Sie nahm das Anerbieten sehr gern an. Allein Sängerrinnen und Schauspielerinnen galten damals in Zürich für nicht viel mehr als Seiltänzerinnen zc. Füßli wußte wohl, daß er sich Verdächtigungen aussetzte und daß man fragen werde, ob die Sängerin wirklich nur der Tochter oder auch dem Vater Stunden gebe. Einem Freunde, der ihn wegen seines Schrittes offen zur Rede stellte, antwortete er eben so offen, er sei überzeugt gewesen, seine Tochter könne in 16 Lektionen mehr bei der Silberbauer profitieren, als bei gewöhnlichem Unterricht in einem Jahr. „Dabei richtete ich mein Auge auch auf meine Person und frug mich, wie viel oder wie wenig Gefahr damit verbunden wäre, ein hübsches, junges, in mehreren Rücksichten wirklich sehr interessantes, singendes und klingendes Mädchen um mich zu haben? Besonders wußte ich, wie der Teufel gerade die besten Gesellen mit nichts leichter verführen kann, als wenn er ihnen die Eitelkeit, irgend ein gutes Werk zu thun, dem sich sonst nicht jedermann unterzogen hätte, an die Angel steckt. Allein, glaub' mir's nur oder glaub' mir's nicht: a) Wäre die Silberbauer auch kein so hübsches . . . aber sonst gleich treffliches Mädchen gewesen, wie sie letzteres ist und hätte ich mir gleiche Vorteile zur Anbauung des Talentes meiner Kinder versprechen können, ich hätte sie gleich genommen; b) wäre sie hinwieder weit reizender noch von Gestalt und ein noch schönerer singender Engel gewesen, als sie ist, aber mit auch nur von fern

bescholtenen oder verdächtigen Sitten, ich hätte sie sicher nicht genommen.“ So brachte er sich seine Handlungen durch die Kraft der Reflexion zu klarem und deutlichem Bewußtsein.

Ein schwerer Schlag traf ihn 1782, als ihm die geliebte hingebende Gattin bei der Geburt des 13. Kindes mit diesem entrissen wurde. Sie war eine treffliche Gefährtin gewesen, die nur für den Gatten und die Kinder gelebt hatte. Noch 1784 schreibt Füssli an Joh. Müller, ihr Verlust sei ihm noch „so ungeheuer gegenwärtig, daß mir, weil ich dies schreibe, wieder Hand und Knie zittern“. Aber die Last seiner Geschäfte mußte schließlich auch die melancholischen Gedanken erdrücken; er erholte sich allmählich und verheiratete sich 1788 mit Susanna Mayr von Arbon. Diese ebenfalls vorzügliche Frau brachte neue Freude in sein Haus und neue Anmut in seine Geselligkeit.

Seine Gesundheit hatte sich inzwischen gefestigt; er schreibt 1784 an Müller: „Die heranwachsenden Zweige meines Hauses sind das einzige, was mich bisweilen erinnert, daß ich dem Mittag meines Lebens entgegenrücke. Sonst kann ich noch Berge besteigen, wie vor 10 Jahren, auch wohl im Kreis einer auserlesenen Zahl von 1. Männern und guten Weibern bei Wein und Sang so fröhlich sein wie einer.“ Übrigens genoß er nur wenig Wein; er sagte oft, er stimme ihn durchaus nicht heiterer, als er sonst gestimmt sei, „anhaltende Nüchternheit giebt mir zu wichtigen Dingen das stärkste und hellste Feuer.“

Und an wichtigen Aufgaben litt er wahrlich keinen Mangel. Im August 1800 ging er mit einer Sendung der helvetischen Regierung nach Graubünden, um ein dort herrschendes Zerwürfniß durch Worte des Friedens zu beschwichtigen.¹⁵⁾

Bald hernach bekam er den Ruf in den gesetzgebenden Rat zu Bern. Hier war er mit Gleichgesinnten ernstlich bedacht, Schlechtes wieder gut zu machen und neue Mißgriffe zu hindern. Im Februar 1801 mußte er das Ministerium des Innern übernehmen und im Oktober 1802, in der verwickelten Lage der Dinge, ruhte die Last der helvetischen Regierung größtenteils auf seinen Schultern. Am 13. dieses Monats schrieb er an seine Frau: „Uns gebracht es für unsere kleine militärische Macht an guten Anführern, welche hingegen unsere Gegner, wenigstens verhältnismäßig, weit besser besaßen. An dem einzigen Andermatt, der sich nachher so elend bezeugte, glaubten wir wenigstens einen mutvollen, aber deswegen nicht so brutalen Krieger zu haben, als er sich seither durch das abscheuliche Bombardement von Zürich erwies; daß er zu diesem letztern von uns nicht beauftragt war, kannst Du denken.“

So lange er an den Geschäften der helvetischen Regierung Anteil nahm, legte er eine mit Mäßigung verbundene Festigkeit an den Tag, „die von manchem mißkannt oder gemißdeutet, auch für manchen ein Vorwurf sein mochte, und eine strenge Uneigennützigkeit, die auch seinen entschiedensten Gegnern Achtung abnötigte.“ Die Folgen jener Verkennung mußte Füssli nach Auflösung der helvetischen Regierung im Übermaße erfahren. Wie er vorausgesehen, erhielt er keine amtliche Stellung mehr, und sein politischer Einfluß hörte fast ganz auf. Sein Entschluß war gefaßt, seinen Grundsätzen getreu keine Stelle zu suchen, zumal die eigentlichen Häupter der beiden Systeme ihn nie für ihren Mann halten werden; wogegen er hoffen dürfe, daß sie ihm den allgemeinen Ruf eines rechtschaffenen, einsichtigen und erfahrenen Mannes nicht mißgönnen würden.

Doch blieb er bis 1828 Mitglied des Großen Rates; als er sich, von der Last der Jahre gedrückt, die Entlassung erbat, wurde ihm diese mit allgemeiner Anerkennung seiner Dienste erteilt, und das Ratserkenntnis drückte ihm den Dank des Vaterlandes für schöne Leistungen eines langen Lebens aus und verband damit Wünsche für den heitern und ungetrübten Abend desselben.

Die Muße, die ihm seit 1803 gewährt war, verwertete er nun mit regem Eifer für seine wissenschaftlichen Arbeiten. Diese erlitten auch keinen Abbruch, als er 1805 die Redaktion der ~~Neuen~~ Zürcher-Zeitung übernahm. Er that es nicht, um gegen das herrschende System Opposition zu machen, hatte er doch die heimische Politik herzlich satt. Sein Bestreben ging vielmehr dahin, seinen Lesern die auswärtigen Angelegenheiten in sorgfältiger Sichtung vorzuführen, so daß die Zeitung mehr ein erzählendes als ein politisch kritisierendes Blatt wurde. Der Eingeweihte freilich konnte, wenn auch Füssli's politische Gesinnung sich nicht ausdrücklich in Worten kund that, zwischen den Zeilen lesen, eine Kunst, die ein Publikum sich aneignen muß, dem keine Pressfreiheit gestattet ist.

Füssli's Arbeiten bewegten sich in dieser Periode vornehmlich auf litterarischem und kunstgeschichtlichem Gebiete. Daß er der vaterländischen Geschichte untreu wurde, mag einerseits darauf beruhen, daß Joh. Müllers umfassendes Geschichtswerk vorläufig jedes ähnliche Unternehmen ausschloß. Andererseits war Füssli's Gemüt von den jüngsten Ereignissen im Vaterlande noch zu schmerzlich angegriffen, um sich der Besorgnis zu erwehren, die Beschäftigung mit seiner frühern Geschichte möchte manche kaum vernarbte Wunde aufreißen.“ (Wessenberg). Immerhin fuhr er fort, seinem Freunde Müller seine mit vieler Genauigkeit gemachten Auszüge aus den Zürcher und Tschudischen Abschieden zu liefern.

1805 übernahm Füssli die Redaktion der „Zsis“ einer Monatschrift von deutschen und schweizerischen Gelehrten, welche den Zweck verfolgte, „der Natur, der Wahrheit, dem Nützlichen und Schönen, welches menschliche Kunst gewährt, zu dienen“ und so dem Namen Zsis, dem Symbol der Natur, gerecht zu werden. Der Herausgeber glaubte sich wegen dieses Namens entschuldigen zu müssen. „Die Sitte will's,“ sagt er in der Einleitung, „Walhalla und der Olymp haben keine Götter mehr, welche ihren Namen nicht irgend einer Zeitschrift in deren Geburtsstunde zum Eingebinde geben mußten. So wählten denn die Herausgeber dieses neuen Journals statt des dienstbaren Chors der Musen und der Merkuren, Minerven, Auroren u. s. w. zur Schutzheiligen „Zsis.“ Mit ziemlicher Zuversicht fährt die Einleitung fort: „Die meisten Journale, welche mit jedem Jahreswechsel auf deutschem Boden aufgehen und absterben, pflegen ihre Erscheinungen mit hohen Verheißungen zu beginnen und mit getäuschter Erwartung zu enden. Die Herausgeber der Zsis wünschen in Beiden eine Ausnahme zu machen. Sie versprechen Unterhaltung zu gewähren, doch nur gebildeten Lesern, die in keinem Felde menschlicher Kenntnisse ganz fremd sind.“

Die Zeitschrift verfügte über eine stattliche Schar tüchtiger Mitarbeiter, und ihr Inhalt ist entsprechend mannigfaltig. Wir wollen als Beispiel den Inhalt des ersten Bandes anführen:

Biographie von Schultheiß Steiger von Bern; Deutschlands Lieblingschriftsteller; Kurze Übersicht der Geschichte der Pest bis zu Ende des 17. Jahrhunderts; Aus Bonnstettens Gemälden des heutigen Roms; Fragmente aus dem Tagebuch einer Reise ins Berner Oberland; Klopstocks Liebe zu Fanny, von ihm selbst in Briefen an Bodmern; Anekdoten aus Nellers Privatleben und einige Apophthegmen von ihm; Probe eines schweizerischen Sdiotikons.

Im ganzen erschienen 6 Bände. Füssli's Thätigkeit bei der Zeitschrift bestand nicht nur in der Abfassung eigener Artikel, sondern auch in der Verbesserung oder Umarbeitung mancher Einsendungen. Einzelne Mitarbeiter ersuchten ihn geradezu um seine Kritik. So schreibt ihm z. B. Ulrich Hegner, als er ihm seine Reise ins Berner Oberland anbietet: „Ich wünschte die Freiheit nehmen zu dürfen, Ihnen das ganze Manuskript auf Diskretion schicken zu können, Ihnen zu überlassen, daraus nach Ihrer bessern Klugheit für die *Zfz* zu machen, was Sie gut finden; Sie werden selbst sehen, wie nötig die Hand eines einsichtsvollen Freundes zum Durchstreichen ist.“

Für die Güte der Zeitschrift spricht, daß sie die Aufmerksamkeit der Buchhändler auf sich zog und verschiedene Konkurrenzunternehmungen ins Leben rief. Sie hätte wohl neben diesen fortbestehen können, wenn nicht die Gesamtmasse der damaligen periodischen Schriften zu groß gewesen wäre. Auch würde die *Zfz* mehr gelesen worden sein, wenn nicht die Censur politische Äußerungen, nach denen das Volk am meisten verlangte, unmöglich gemacht hätte.

Füssli unterstützte auch mit seiner Feder den helvetischen Almanach, der bis 1822 erschien. Er war besonders anziehend durch die mehrere Jahrgänge hindurch fortgesetzte „Chronik“, welche die Begebenheiten der helvetischen Zeit aufzeichnete. Im Jahre 1803 lieferte Füssli eine Schilderung des Kantons Zürich. Sie zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Landarten; 2. Lage, Größe, Klima; 3. natürliche Beschaffenheit des Bodens und der Gebirge; 4. Gewässer; 5. Produkte des Tierreichs, Viehzucht und Fischerei; 6. Produkte des Pflanzenreichs, Landeskultur; 7. Produkte des Mineralreichs; 8. Bevölkerung; 9. Manufakturen; 10. Handlung; 11. Künste und Wissenschaften, Lehranstalten; 12. Bibliotheken; 13. geographische Einteilung des Kantons; 14. Regierungsform. Für den Almanach von 1814 schrieb er eine umgearbeitete und vielfach bereicherte Darstellung des Kantons Zürich, die sich als ein förmliches Handbuch für Einheimische und Fremde, die Zürich näher kennen lernen wollten, betrachten läßt. Die geographische Beschreibung der einzelnen Landesteile begleitete er mit historischen Erläuterungen. So führt ihn z. B. die Besprechung der Abiskette zu den einst bedeutungsvollen Burgen Uto, Manegg, Baldern und Schnabelburg. „Auf Manegg,“ sagt er unter anderm, „lebte zu Anfang des 14. Jahrhunderts der berühmte Minnesänger aus Zürich, Rüdiger Maneg, welcher eine Gedichtesammlung von 140 Minnesängen veranstaltete. Seine Burg war für die damals lebenden schönen Geister in der Schweiz und Deutschland ein Versammlungsort, wie unsere für ein solches Bedürfnis unempfindliche Zeit keinen solchen mehr kennt. Hier sang der zarte Hadlaub seine unglückliche Liebe. Späterhin geriet diese Dichterburg in die Hand eines Thoren, der den Edelmann spielen wollte, und dem dafür — nicht unlustig! — die Junker in der Stadt seinen Sitz verbrannten. Den Überresten wurde (Dank sei's einem edlen Manne) erst jüngsthin neue Erhaltung zugesichert.“ Bei dieser Gelegenheit macht Füssli seinem Unmut über die herrschende Geringschätzung altdeutscher Dichtungen in folgender Note Luft: „Die Originalsammlung des Rüdiger Maneg befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, Nr. 7266. Herausgegeben wurde sie zuerst von Bodmer (Zürich 1758). Sie hat sich vergriffen, weil die Verleger sie als einfältigen Bormiß zu Makulatur stempelten.“¹⁶⁾

Er giebt der Darstellung des Kantons Zürich einen Anhang bei: 1. Die Verfassung des Kantons Zürich nach der Mediationsakte; 2. die kirchliche Verfassung des Kantons; 3. das zürcherische Schulwesen; 4. Zustand der Musik und musikalische Bildung in Zürich; 5. zürcherische Hilfs-gesellschaft; 6. Nachlese

über einige wissenschaftliche und Kunstanstalten; 7. Handelschaft und Fabriken; 8. Bevölkerung des Kantons Zürich. Eine Karte von J. Keller schließt das Ganze.

Im Jahre 1812 gab er Briefe von Johannes Müller an ihn selbst heraus, unter dem Titel: „Johann Müllers Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz, geschrieben in den Jahren 1771—1807, herausgegeben von J. H. Füssli.“ Die Veröffentlichung scheint dem gebildeten Publikum große Freude bereitet zu haben. So schreibt unter anderm Vinzenz Rüttimann an ihn: „Ich las mit wahren Vergnügen Müllers Briefe an seinen ältesten Freund. Aber warum hat dieser Freund nur eine einzige seiner Antworten eingelegt?“ Füssli war viel zu bescheiden, um seine eigenen Briefe abzu drucken, die außerdem Dinge enthielten, welche dem Publikum nicht genehm sein konnten.

Ein weiteres Verdienst erwarb er sich durch Herausgabe der „Briefe von Bonstetten an Matthijon“ Zürich 1827. Im Vorwort sagt er: „Diese Briefe sind das Denkmal eines Freundschaftsbundes der im Jahr 1786 geschlossen wurde, und seitdem ohne Wank und Wandel fortbestand. Da sie von einem der geist- und kenntnisreichsten Männer unserer Zeit herrühren, so werden sie seinen zahlreichen Freunden und Verehrern gewiß willkommen sein.“

Sein Hauptwerk aus dieser Zeit war die Neuauflage des von seinem Vater begründeten Künstlerlexikons. Er begab sich damit auf ein großes, noch unbebautes Feld. Füssli wäre der Mann gewesen, wie schon Winkelmann geurteilt hatte, eine allgemeine Kunstgeschichte zu schreiben; er hätte die Energie besessen, den damals noch chaotischen Stoff zu sammeln und zu ordnen. Freilich, bemerkt sein Biograph, wäre zum Gedeihen eines solchen Werkes eine Hauptbedingung gewesen, daß Füssli an einer Kunststätte, wo er alle erforderlichen Materialien gefunden, sich niedergelassen hätte. Denn wenn auch zu seiner Zeit gewisse künstlerische Bestrebungen in Zürich sich geltend machten, nachdem Bodmer ästhetisch eingewirkt und Füsslis Vater durch sein Lexikon die Empfänglichkeit rege gemacht hatte, wenn auch Gefner als Maler und nachher Heß und andere die bildende Kunst dem Publikum näher gebracht hatten, so war Zürich doch nicht im eigentlichen Sinne ein Kunstort. Das Spießbürgertum spielte daselbst eine viel zu große Rolle. Als in den 80er Jahren ein Zürcher auf die Akademie reiste, wunderte man sich allgemein, daß jemand die Malerei als Beruf wählen könne. Die Kunst war eben wie die Gelehrsamkeit nur in einem engen Kreise einheimisch. Das weitere Publikum beehrte sie nicht, obwohl es sich gern gefallen ließ, daß man seine Vaterstadt schweizerisches Athen nannte. Die angenehmen Familienverhältnisse, in denen Füssli lebte, mögen ihn abgehalten haben, nach Italien zu ziehen. Auch hatten ihn Politik und Geschichte zu sehr in Anspruch genommen. Ohne die helvetische Revolution würde auch Füssli schwerlich in den Dienst der Kunst getreten sein; waren doch, als sie eintrat, mehr als 30 Jahre verflossen, seit Füssli etwas über Kunst geschrieben hatte.

1798 aber, als er aus der Regierung entfernt wurde, hatte er schon beschlossen, das Künstlerlexikon des Vaters fortzusetzen; allein das damalige Kriegsgetümmel und der Partehaß, der ihn selbst in seiner Zurückgezogenheit zuweilen verlegen mußte, waren dem Gedeihen des frischgefaßten Planes nicht günstig. Erst 1803, als er abermals von den Regierungsgeschäften entfernt ward, kam er in die Stimmung das Projekt wieder aufzunehmen und mit ungeteiltem Eifer lebte er nun seiner Aufgabe nach.

Schon 1806 erschienen in Füssli's Dffizin die erste und zweite Abteilung, mit den Buchstaben A—F, in Folio, zusammen 400 Seiten haltend.

Er hat seiner Arbeit das Lexikon seines Vaters zu Grunde gelegt und in seinen Supplementen die betreffenden Artikel, die dessen bedurften, verbessert und ergänzt. Diese Behandlungsweise war für den Verfasser höchst mühsam, wie er denn in der Vorrede zum ersten Hefte sagt: „Es wird dem Kenner solcher Art Arbeit nicht entgehen, daß es mir beinahe leichter geworden wäre, die meinige zur Zubereitung einer in Zukunft nötig werdenden vierten Ausgabe des Ganzen aufzusparen, wenn nicht die Verlags-handlung, von welcher ich selbst ein Mitglied bin, es für ihre Pflicht erachtet hätte, den bisherigen Besitzern des ersten Bandes (das Werk von Rud. Füssli besteht nämlich in einem Folioband) kein so kostbares Werk unvollständig in den Händen zu lassen und ebenso den neuen Liebhabern desselben kein solches zu verkaufen.“

Füssli strebte vor allem nach Vollständigkeit des Verzeichnisses; alle Künstler, die je auf dem Erdball sich gezeigt, sollten darin Erwähnung finden. „Zu diesem Behufe,“ sagt er in der Vorrede zum zweiten Abschnitt, „haben meine Verlags-handlung und ich selber mit nicht geringem Aufwande eine Menge deutscher Provinzial- und ausländischer Zeitschriften, oft abge sonderte Hefte derselben eines einzigen Artikels wegen, der aus Litteraturblättern zu meiner Kenntnis kam, angeschafft und nach dieser partiellen Benutzung ins Kamin geworfen.“ Dadurch wurden viele redlich strebende Künstler der Vergessenheit ent-rissen, darunter freilich auch solche, die ohne Schaden vergessen worden wären. Doch machte er sich zur Aufgabe, den Raum, den er den einzelnen Namen widmete, ihrer Bedeutung nach abzumessen. In gleicher Weise verfährt er mit den Kunstschriststellern, die er ebenfalls in sein Wörterbuch aufnimmt. Daß er Winkelmann die meiste Aufmerksamkeit schenkt, läßt sich erwarten.

Die Quellen giebt er in der Regel in jedem einzelnen Artikel an. Es grenzt ans Unglaubliche, sagt sein Biograph, wie viele Hundert kleine und große Kunstschriften er benutzte; dabei konnte er selbst-verständlich sehr Vieles nicht bloß abschreiben, sondern mußte es umarbeiten, damit es zum Ganzen passe. Das Quellenverzeichnis erschien nicht im Drucke, ist aber im Manuskripte noch vorhanden; wahrscheinlich erschrak er selbst vor dem Umfang desselben. Er sah sich um so mehr genötigt, nach so vielen Hilfs-mitteln zu greifen, als seine öffentlich erlassenen Einladungen, ihn mit Beiträgen zu unterstützen, eine Zeitlang fast ganz fruchtlos blieben; während er gerade gehofft hatte, durch solche Einlieferungen seinem Werke größere Lebendigkeit zu geben. Nur von ein paar einheimischen Freunden ward er unterstützt. „Sonst,“ klagt er, „kann ich mich nicht des geringsten Beitrages rühmen. Dergleichen strömten, als im Jahre 1779 die neue Ausgabe des Künstlerlexikons ans Licht trat, meinem sel. Vater von allen Seiten zu, und die Erkenntlichkeit dafür ruht noch jetzt in dem Herzen des Sohnes, dem so gar nichts Ähnliches zu teil ward.“ Diese Klage, die in der Vorrede zum dritten Abschnitt erschien, blieb nicht ohne Wirkung. Er sagt in der Vorrede zum vierten Abschnitt: „neben den immer zuströmenden, gedruckten, neuen Hilfs-quellen wurden mir seit Erscheinung des letzten Heftes, mehrere handschriftliche zu teil; wovon ich be-sonders, die eben so reichen, als mit großer, kritischer Genauigkeit abgefaßten des Freiherrn von Berlepsch . . . hier öffentlich verdanke . . .“ Dieser wurde denn auch seit 1808 förmlicher Mitarbeiter am Künstlerlexikon und lieferte zahlreiche Artikel, namentlich über sächsische Künstler, gab aber dem Redaktor volle Freiheit zur Korrektur.

Das Lexikon erschien, in allen Außerlichkeiten dem des Vaters gleichend, unter dem Titel: „Allgemeines Künstlerlexikon oder kurze Nachricht von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Kunstgießer, Stahlschneider u. nebst angehängten Verzeichnissen der Lehrmeister und Schüler, auch der Bildnisse der in diesem Lexikon enthaltenen Künstler. Zweiter Teil, welcher die Fortsetzung und Ergänzung des ersten enthält.“ Dieser zweite Teil erschien in zwölf Hefen von 1808—1821. In der Vorrede zum zwölften Hefte sagt der Autor: „Als ich vor ungefähr 20 Jahren meine zum Teil schon früher gesammelten Zusätze zu dem allgemeinen Künstlerlexikon meines sel. Vaters niederzuschreiben anfang, dacht' ich wohl nicht daran, daß diese Arbeit zu solcher Weitläufigkeit gedeihen sollte und noch viel minder, daß ich bei meinem damals schon an die Sechzig gestiegenen Alter solche beenden würde. Indessen wurde meinem sel. Vater in seinem Siebzigsten und mir in meinem Sechszundsiebzigsten das Glück oder menschlicher zu reden, die Freude einer solchen Vollendung wirklich zu teil. Wie weit aber diese Vollendung von der Vollkommenheit entfernt sei, ist sicher niemand besser, als mir selbst bekannt.“

Nicht uninteressant ist die Kritik, die unser Biograph dem Inhalte des Lexikons angedeihen läßt. „Um denselben richtig zu beurteilen, muß man sich auf den Standpunkt der Kunstschriftstellerei und Kritik stellen, der in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts der gültige war. Damals hielt man im allgemeinen für wesentliche Aufgabe der Kritik — besonders mit Bezug auf die Malerei — die technischen Vorzüge einer Schule oder eines Künstlers zu besprechen, die verschiedenen „Manieren“ derselben entgegenzuhalten und zu diskutieren, welche von ihnen die bessere oder die absolut richtige sei. Es war die Zeit, welche sich unendlich viel mit den Regeln der äußern Anordnung einer Komposition, mit den Nuancen des Kolorits, besonders mit dem Helldunkel u. beschäftigte. Der Charakter eines Gemäldes oder eines Malers ward freilich auch berührt, namentlich die gemüthlichen oder Gefühlheiten oft sehr detailliert ausgebeutet und der Rang von Kunstwerken oder Schulen nach dem Grade des technischen und gemüthlichen Gehalts abgemessen. Die allgemeinen Beziehungen aber der Kunst zum Leben, ihr Einfluß auf die Kulturen der Staaten und Völker, die geistige Richtung, durch welche die einen Schulen vor andern sich auszeichneten, die Unterschiede zwischen idealen und materiellen Kunstbestrebungen, alles dies ward entweder nur in den Hintergrund gestellt, beiläufig berührt oder ganz ignoriert. Die frühere Kritik bewegte sich hauptsächlich in einem bloß ästhetischen Zirkel, die Kämpfe der Kritiker waren meist Fehden um den Geschmack. Wie veränderlich dieser ist, wie wenig er sich auf feste unumstößliche Regeln zurückführen lasse, weiß jedermann.“

So mußte sich Füßli, fährt er fort, freilich in einer schwierigen Lage befinden. Er hatte von Italien her, von den Werken der großen Meister allgemeine Eindrücke in der Erinnerung behalten. Das Publikum aber verlangte Einzelheiten; diese waren aber nur durch erneute Anschauung der Kunstwerke zu gewinnen. Das hätte Reisen erfordert, zu denen er sich zu alt fühlte. Wo er sich daher ein eigenes Urtheil nicht bilden konnte, versuhr er so, daß er den Leser die verschiedenen, einander widersprechenden Stimmen seiner Gewährsmänner hören ließ.

Die Artikel, die sich auf eigene Untersuchungen Füßlis gründen, machen naturgemäß den geringsten Teil des Lexikons aus. Der eingehendste ist der über Raphael. Dann gehören ihm an die über die Schweizer Künstler, deren Arbeiten er eben selbst prüfen konnte. Im übrigen entnimmt er die Urtheile

mit unermüdlichem Fleiße den besten Quellen, wählt sie geschickt aus und überarbeitet sie, sodaß sie zum Ganzen passen.

Unser Raum gestattet uns nicht, die Beispiele, die der Biograph für seine Behauptungen sorgsam anführt, hier abzuschreiben. Den Leser, der hiefür Interesse hat, wird es nicht gereuen, einen Blick in das Originalwerk zu werfen.

Daß das Lexikon die neue Schule der Overbeck, Cornelius, Schadow u. kaum mit zwei Worten berührt, erklärt sich daraus, daß ihm ihre Arbeiten, die in Rom geschaffen wurden, nicht zu Gesicht kamen und sie damals überhaupt erst noch in einem kleinen Kreise von Kunstfreunden geschätzt wurden. Daß er, wenn ihm die nötige Anschauung zu Gebot gestanden hätte, sich wohl in die neue Richtung hineingefunden haben würde, geht aus seinem Urtheil über den jenem Kreise ebenfalls angehörenden Ludwig Vogel hervor, über dessen Hervorbringungen er sich eben ein eigenes Urtheil bilden konnte. Er erkannte in letztem den großartigen Komponisten, er fühlte, welches Leben, welches nationale Gefühl, z. B. in seinem „Heimzug von Morgarten“ sich ausspreche, und, wäre es ihm vergönnt gewesen, die zweite Fortsetzung seines Lexikons, deren erstes Heft 1824 erschien, weiter zu führen, gewiß wäre dann die ganze neue Schule, vor allem aber Cornelius, gebührend erörtert worden.

Die Baukunst scheint Füßli wenig interessiert zu haben, denn sie ist sehr stiefmütterlich behandelt. Doch schreibt er 1824 an seinen Enkel, den Maler Zeller in Rom: „In Absicht auf die Architektur ging es Dir vielleicht so wie mir, daß die schönsten Façaden der Paläste und Kirchen zu Venedig und Rom auf mich einen fast noch größern Eindruck machten, als beinahe kein noch so schönes Gemälde.“ Aber es kann etwas auf uns großen Eindruck machen und doch nicht unser dauerndes Interesse erregen. Wäre sein Auge für die Baukunst organisiert gewesen, so hätte ihm die Vaterstadt mit ihrem Großmünster, Fraumünster, ihrem Rathhaus, ihren Festungsthoren und Thürmen, ihren Zunfthäusern, schönen Privathäusern u. gewiß hinreichenden Stoff zur Betrachtung dargeboten.

Vollständiger finden sich die Bildhauer und Kupferstecher behandelt.

Weiterhin beschäftigt sich das Lexikon auch mit den Kunstschriftstellern. „Mit der Liebe eines dankbar Gesinnten, der von ihrem Fleiße gekostet hat, und frei und fern von dem erbärmlichen Handwerkseid, hebt er ihre Verdienste — oft nur zu sehr — heraus.“ Daß seine Dankbarkeit insbesondere dem Freunde Winkelmann ein Denkmal zu errichten bestrebt ist, versteht sich von selbst. „Glücklicherweise hatte Winkelmann, je länger er die Alten (Klassiker) ergründete, sein ganzes Augenmerk auf dasjenige gerichtet, was auf Kunst oder Künstler mehr oder weniger bezüglich ist; er selbst hatte hierin lange nicht alles erschöpft, wozu ein weit gemächlicheres Sammeln und Prüfen nötig war; aber er hatte etwas aus den Alten genommen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar nicht lernen, weil es sich nicht aus, sondern an ihnen lernen läßt — ihre Seele. Mit dieser schrieb er alles, vornehmlich die Geschichte der Kunst u.“ Füßli scheint sich in der Zwischenzeit mit den Sprachgelehrten nicht angefreundet zu haben.

Man wird sich nicht wundern, wenn sich Füßlis liberale Gesinnung gelegentlich im Lexikon spiegelt. So eifert er in dem Artikel über Sir Christopher Wren, den Erbauer der Paulskirche in London, gegen die Bigotterie der Bischöfe, welche sich der Aufnahme von Gemälden und Bildsäulen in jene Kirche

widersetzten, und freut sich dann, daß man dieses alte Vorurteil, das Walpole „a memorable absurdity“ nenne, bei Seite gesetzt und die besten Künstler mit der Verzierung der Paulskirche beauftragt habe.

Das Werk fand guten Absatz, lobende Erwähnung in der Presse und die warme Anerkennung der Freunde. So wurde des betagten Arbeiters gewaltiger Fleiß wenigstens belohnt, von dem sein Mitarbeiter Verlepsh in einem Briefe vom Jahr 1816 schreibt: „Was müssen Sie in Ihren Jünglingsjahren für ein Mann gewesen sein, der Sie noch in Ihrem Alter einen solchen, Alles besiegenden Fleiß besitzen.“

Aber der beste Lohn seiner Arbeit war, daß ihm die Beschäftigung mit der Kunst die Gemütsruhe wiedergab, daß er in ihr nach stürmischen Ausritten im Leben, nach bitteren Erfahrungen sich selbst wieder finden konnte. Selbst von seinem mannigfachen privaten Mißgeschick fand er in der Kunst Erholung.

Diese Betrachtung veranlaßt unsern Biographen schließlich noch zu folgendem Zuruf: „Preise sich nur jeder schweizerische Staatsmann glücklich, der wie Füssli, außer seiner Politik, noch in sich Mittel genug besitzt, um in Wissenschaft oder Kunst aufzutreten und der Politik den Rücken kehren zu können. Denn kein schweizerischer Staatsmann, er mag der aristokratischen oder liberalen Partei angehören, ist jemals sicher, daß er nicht aus verschuldeten oder unverschuldeten Ursachen von seinem Posten entfernt werde. Will er dann den Frieden mit der Welt und sich selbst behalten, so muß er die Rechnung über das Vergangne abschließen und sich eine neue, ihn an das letztere möglichst wenig erinnernde Zukunft gründen. Füssli hat das gekonnt!“

Wir haben eben von privatem Mißgeschick gesprochen. Wir wollen noch eines empfindlichen Schlages gedenken, der ihn im Jahre 1809 traf, nur um zu zeigen, wie sein Charakter sich auch in solchen Wechselfällen bewährte. In diesem Jahre erklärte sein Sohn Heinrich seine Insolvenz. Heinrich war seit 1799 Berant der Buchhandlung und hatte auf deren Kredit persönliche Schulden kontrahiert. Viele Jahre brauchte es, bis das Geschäft sich aus der schweren Lage, in welche es dadurch geriet, herausgearbeitet hatte. Füssli verlor viele tausend Gulden, und, da sein Vermögen sonst schon teils durch die Verluste der Kriegsjahre, teils durch außerordentliche Familienausgaben, wie Aussteuern u., zurückgegangen war, stand er, wie er sich selbst ausdrückte, so gut wie nackt da, wenn nicht „irgend ein Engel der Rettung erscheint“. Er bedauerte aber nicht sowohl sein eigenes Schicksal als das „aller seiner armen Kinder“. Bei alledem suchte das liebende Vaterherz den Sohn noch zu entschuldigen. Die Gattin stand ihm in jenen schweren Tagen mit rührender Hingebung zur Seite. Sie schrieb ohne sein Wissen an seine Freunde. Einem dieser Briefe (an Joh. Müller vom Februar 1809) enthebt der Biograph folgende Stelle: „Ich halte es für Pflicht, daß ich alle meine Kräfte zusammenraffe und alles an ihm thue, was in meinen weiblichen Kräften steht, um, wenn es möglich ist, den vortrefflichsten, besten Menschen, den das Schicksal auf alle Arten so grausam herumschleudert, zu retten. Finde ich nicht Freunde, die Mitleid mit meinem Mann haben, so ist sein Schicksal schrecklich. Sie kennen die politische Stimmung, die man hier noch immer gegen ihn hat. Das wohlmeinende Publikum, das bei dergleichen Anlässen gewöhnlich fromm sein will, sagt nun: da sieht man den Finger Gottes, wie er diese aufgeklärten Herren straft. — „Habe ich das Schicksal verdient?““ ruft er oft. Ich tröste ihn dann, so gut ich kann, spreche ihm Mut und Kraft ein; das sei noch das einzige, was retten könne. — Er nach seiner Art zu denken wird es aufs äußerste

ankommen lassen, bevor er einen seiner Freunde um Hilfe anruft. Sein einziger Fehler war zu große Herzensgüte (gegen den Sohn), und dafür wird er im 64. Jahre seines Alters so grausam belohnt.“

X
Nicht nur jene „Frommen“, sondern auch Leute, die Füßli mit ungeheurer Achtung zugethan waren, hielten seinen Sturz für unvermeidlich. So schrieb um jene Zeit Ulrich Hegner an Professor Georg Müller in Schaffhausen: „Wie ist der arme Füßli gefallen, wie traurig endigt sich der liebe Roman. In der Jugend, wie war er geschätzt, geschmeichelt von seinen Mitbürgern, das Augenmerk der Stadt, ein Günstling des Schicksals. Welche Freude am Leben, an seiner Lage, an sich selbst! Immer liebenswürdig, edel, geist- und verstandreich. Fröhliches Streben nach politischer und gelehrter Wirksamkeit. Späterhin große Arbeitsamkeit, Studium schweizerischer Angelegenheiten und Geschichten, woraus kleine Schriften entstanden. Mit Recht geehrt unter seinen Mitbürgern, weit hinausblickend über die engen Grenzsteine, innert welchen sich seine Kollegen wohlbehaglich bewegten, konnte er seine Augen auf die höchsten Stellen des Staats richten und bekleidete auch schon der vorzüglichsten eine, als (nemo ante obitum beatus!) die Revolution und der Anteil, den er an ihren späteren Ausstritten genommen, ihn dem Haß und der Verfolgung seiner Mitbürger, vielleicht derer am meisten, die ihn vorher beneidet hatten, preisgab. Immer noch geehrt vom Ausland und im Gefühl seines Rechts und Edelmut ertrug er die mitbürgerliche Schmach philosophisch, bis endlich auch noch durch schlechte Handlungen seines Sohnes sein Vermögen gänzlich verloren ging und zu der Schmach auch noch die Armut sein Teil wurde und das bitterste Gefühl des Herzens, das Leiden über den eigenen Sohn. Ach daß ein edler Mann so zu Grunde gehen muß!“

Indessen die Wolken zerteilten sich. Aufopferungsfähige Freunde kamen „als die Engel seiner Rettung“ herbei. „Zu meiner Hilfe,“ schreibt er an einen derselben, „bieten sich mehrere meiner Freunde mit einer Großmut an, über die ich fast erröten muß. Auch von Ihnen erhalte ich ein ähnliches Anerbieten. Thun Sie nichts über Ihre Kräfte. Was Sie diesen gemäß thun, darüber soll mit einer Genauigkeit haushalten werden, als wenn es in Ihrer eigenen Kasse zur Spendung von Nothleidenden ruhte. Ich verhülle mein Haupt und schweige.“ Und einem andern: „Wahrlich auch Sie, mein Teuerster von allen denen, die ich noch Freund heißen mag, mit all meinem ebenso reinen, als feurigen Glauben an Ihre Bruderliebe hätte ich nimmermehr um Hilfe angegangen, hätten Sie mir nicht so Ihre Arme entgegengebreitet. Ach daß ich heute nur ein Stündchen darin ruhen könnte von dem Übermaß meiner Geschäfte und Sorgen.“

Sobald die Teilnahme seiner Freunde sein leidendes Gemüt aufgerichtet und die erste Gefahr abgewendet hatte, arbeitete er mit verdoppelter Kraft, nachdem er schon vorher persönlich alle Bücher aufs peinlichste untersucht und dabei täglich neue Verluste entdeckt hatte. Er mußte nun, 64 Jahre alt, von neuem die Leitung des Geschäftes übernehmen. Das zog ihn natürlich von seinen lieben wissenschaftlichen Arbeiten größtentheils ab und brachte eine sehr lästige Veränderung in seine ganze Zeiteinteilung. „Nur in Freundeschoß ergoß er seinen Schmerz, der aber nicht so sehr seine Person, als die des Sohnes betraf, und ohne Klage laut und unverdrossen unterzog er sich der neuen Bürde mit einer rüstigen Entschlossenheit, die einem Jünglinge Ehre gemacht hätte. Tiefes Pflichtgefühl des Hausvaters war es, was ihm dazu die Kraft verlieh.“

Aber sein Ringen sah sich belohnt; rasch kehrte der Kredit der Buchhandlung wieder, die verderbliche Liquidation konnte unterbleiben und so das Vermögen gerettet werden. „Wenn ich meine Schicksale des Vergangenen überdenke,“ schreibt er am 9. Januar 1810 an einen seiner „Retter“, „und mich noch gesund an Leib und Gemüt fühle, so glaub’ ich zu träumen, und wann ich mich endlich von der Wirklichkeit überzeuge, so fall’ ich buchstäblich auf meine Knie und danke unter den heißesten aber süßesten Tränen dem Herrn und Vater für das große Geschenk, das er mir in Ihrer unvergänglichen Freundschaft verliehen. Noch ist freilich der ganze Kelch nicht vorübergegangen. Aber auch Mut und Kraft sind noch nicht geschwunden, das fast Unmögliche möglich zu machen.“

Seinem ausdauernden Fleiße gelang es denn auch, sowohl seine Privatökonomie als die der Buchhandlung allmählich wieder zu heben. Dieselbe begann namentlich vom Jahre 1818 an wieder zu blühen, nachdem der kaufmännisch begabte H. Hagenbuch als Associé in dieselbe eingetreten war. Diesem überließ er von 1824 an die Leitung der Handlung fast ganz.

Noch sollte dem Greise, dem nun endlich ein ruhiger Lebensabend geworden war, ein bitterer Kelch nicht erspart bleiben. Er hatte immer gehofft, seine treue Gefährtin werde ihm einst die Augen schließen. Auch diese Günst sollte ihm nicht zu teil werden. Schon seit Jahren krank, legte sich die schöne „Blume“ 1832 ins Grab. Wie oft hatte ihr feines Gemüt in bösen Tagen ihm Trost gespendet, die guten aber hatte es ihm stets doppelt wert gemacht.¹⁷⁾ Ihre einzige Tochter übernahm ihre Stelle und blieb mit seltener Hingebung die treue Pflegerin des Vaters bis zu seinem Tode.

Füßli schied aus seinem stürmischen und dann wieder so friedlichen Leben am 26. Dezember 1832.

Und wenn unser Leben köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen.

Spricht der Psalmist wahr, so hat sich Johann Heinrich Füßli ein köstlichstes Leben geschaffen!



Anmerkungen.

1) pag. 1. Seit 1759. Vgl. Meyer v. Knonau, Die zürcherischen Neujahrsblätter von 1801 bis 1887. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses für 1888.

2) pag. 1. Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, pag. 528.

3) pag. 4. Vgl. auch die Stelle über „Robinson“ im 2. Dialog von „Rousseau jugé de Jean-Jaques“.

4) pag. 4. Vgl. hierzu Dändliker, Geschichte der Schweiz, Bd. III., Abschnitt: „Gärungen und Revolutionsversuche in den Städten“.

5) pag. 5. Vgl. Dändliker, a. a. O. pag. 24.

6) pag. 6. Vgl. B. Dechali, Quellenbuch zur Schweizergeschichte. Nr. 168.

7) pag. 7. Neuerdings sind die interessanten „Mitteilungen aus Briefen an Leonhard Usteri“ von G. Blümner im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1884 hinzugekommen.

Vgl. auch desselben Verfassers neue Herausgabe von „Winckelmanns Briefe an seine Zürcher Freunde“, Freiburg i. B. 1882.

8) pag. 10. S. G. von Wessenberg, Joh. Heinr. Füssli, Ultrathsherr von Zürich, Trogen 1836. pag. 8.

9) pag. 13. Vgl. über die helvetische Gesellschaft auch Dändliker, a. a. O. pag. 3.

10) pag. 14. Vgl. Bächtold a. a. O. pag. 668.

11) pag. 20. Neuerdings hat auch Bächtold ein Büchlein über den merkwürdigen Mann veröffentlicht „Der arme Mann in Toggenburg“. Zürich 1882.

12) pag. 22. Füssli, Joh. Waldmann, Ritter, Burgermeister der Stadt Zürich. Zürich 1780. pag. 87.

Meyer von Knonau sagt von Füsslis Waldmann-Biographie, sie sei „noch bis heute die zwar vielfacher Verbesserung fähige, aber befriedigendste Darstellung dieses schwierigen Gegenstandes: Füssli zeigte durch die Beifügung auf dem Titel: „„Ein Versuch, die Sitten der Alten aus den Quellen zu erforschen““, wie er seine Aufgabe als Historiker auffaßte“. Allg. Deutsche Biographie. VIII. Bd. 1878.

13) pag. 23. Vgl. Dändliker, a. a. O. Bd. III, 262, 280.

14) pag. 24. Wessenberg, a. a. O. pag. 21.

15) pag. 26. Ich entnehme diese kurzen Bemerkungen über politische Thätigkeit Füsslis dem angeführten Buch von Wessenberg, pag. 22 ff. und überlasse die ausführliche Schilderung des Biographen einer eignen Arbeit als Material.

16) pag. 28. Vgl. Bächtold a. a. O. pag. 143 ff.

17) pag. 35. Die letzten 9 Seiten des Manuscripts, welche Füsslis Privatleben von 1771—98 und seinen Tod schildern sollten, fehlen. Ebenso entgeht uns dadurch die „Rekapitulation des Ganzen“, welche das Inhaltsverzeichnis verspricht.



Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

Neue Reihenfolge.

- 1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Manes. 2 Hefte.
1851. Leben Johann Kaspar Drelli's.
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux.
1853—1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Grossmünster. 2 Hefte.
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.
1856—1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich.
1862—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Cranmer.
1865. Erinnerungen an Zwingli.
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.
1867. Das Freischießen von 1504.
1868. Der Kalender von 1508.
1869. Herzog Heinrich von Rohan.
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.
1871. Konrad Pellikan.
1872—1873. Die ehemalige Kunstammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.
1874. Die Legende vom heil. Eligius.
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrter, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.
1879—1882. Die Holzschnidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. 4 Hefte.
1883. Die Glasgemälde aus der Stifftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Grossmünster.
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Vögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. 2 Hefte.
1886—1887. Lebensabriß von M. Salomon Vögelin, Dr. phil. und Professor. 2 Hefte.
1888. Goethe's Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich.
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Aegidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich.
1890. Johannes Stumpf's Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.
1891. F. F. Bodmer als Geschichtschreiber.
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309.
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von Theod. Better.
1894. Gottfried Keller als Maler, von Carl Brun.
1895. Die Wickische Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich, von Ricarda Huch.
1896. Joh. Martin Usteri's dichterischer und künstlerischer Nachlaß, von Dr. Conrad Escher.
1897. Zürcher Briefe aus der Franzosenzeit von 1798 und 1799, von H. Zeller-Werdmüller.
1898. Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler englischer Literatur, von Theodor Better.
1899. Der „Überfall von Midwalden“ (9. Sept. 1798), bearbeitet nach ältern handschriftlichen Aufzeichnungen von Dr. Conrad Escher.
1900. Johann Heinrich Füssli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuskripte seines Biographen Wilhelm Füssli.

